Heringer wehrte sich, so viel er konnte.

Margaretha griff seinem Pferde in die Zügel

Der

Bannerherr von Luxemburg.

Eine luxemburgische Volkssage.

Erzählung

für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Berchenbach.

N. f. 3

Mit Illustrationen.

3. 4

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1878.

229 G

Nachdruck verboten.

Das Uebersetzungsrecht behält sich der Verfasser vor.

I.

Das Großherzogthum Luxemburg hat einst in der deutschen Geschichte eine große Rolle gespielt.*) Seine Fürsten hatten im Rathe der Völker ein Wort mitzureden und einige trugen sogar die gewaltigste Krone, die es damals auf dem weiten Erdenrunde gab. Jetzt aber ist es so ziemlich vergessen, und es geberdet sich selbst wie ein Stiefkind, das sich fern vom elterlichen Hause einen eigenen Herd gegründet und seine Beziehungen zur Familie nur wie eine leise aus der Vergangenheit nachtönende Tradition aufrecht erhält. Wer die Schuld an diesem Außenstehen trägt, wie viel dem Vaterhause, wie viel dem Kinde an dieser Entfremdung zur Last fällt, wie viel auf Rechnung politischer Umstände und Machtverhältnisse zu schreiben, wollen wir hier nicht untersuchen. Wir freuen uns aber, daß das Band noch nicht vollständig zerrissen ist, daß die Laute der Muttersprache noch immer in jenem Lande am süßesten in das Menschenherz hineinklingen, und daß deutsche Cultur und Gesittung der fernstehenden Tochter liebstes Eigenthum geblieben.

Im südlicheren Theile der Provinz Luxemburg, im sogenannten Gutlande, liegt in einem von Gebirgen umstandenen Thalkessel das Städtchen Fels, ein rühriger Ort, dessen eintausendzweihundert Bewohner sich durch ihre Wollfabriken einen Namen gemacht haben. Aber nicht diese gewerbliche Thätigkeit zieht uns am meisten an, sondern die wahrhaft groteske Umgebung des freundlichen Thalkessels. Auf den Bergen, die denselben wie

---

*) Die historischen Notizen nach den besten Quellen wurden mir von Herrn Adam Weiß zugesandt. Dieser Jüngling ist leider zu früh gestorben. Er ertrank beim Baden in der Bretagne.

Schutzmauern umstehen, erheben sich allenthalben gigantische Felsblöcke, um dessen weißgraues Gestein sich ein grüner Mantel von Epheu und anderm Gesträuch schlingt und Schultern und Lenden bedeckt. Nur an einzelnen Stellen lugt der nackte Sandstein hervor und sorgt dafür, daß man die compacte Masse der steinernen Riesenwächter, die unter dem grünen Waldlaube schlummern, nicht vergißt.

Die Grotten und Höhlen in den weiten Steinhalden erhöhen die Romantik der Umgebung und erzählen Sagen und Märchen aus graulicher Vorzeit.

Wenn der Mond über dem Kessel steht, wenn das Getriebe der Räder schweigt, das geschäftige Treiben des Menschen aufhört und der Schlummer die Bewohner in seinen weichen Blumenmantel hüllt, dann macht Fels den Eindruck eines märchenhaften, von Elfen und Kobolden bewohnten Zauberthales. Da oben stehen dann in eherner Ruhe die baumbedeckten Bergkämme und werfen lange, düstere Schatten in die Tiefe. Die im Halbdunkel aufsteigenden Felsblöcke sehen den Trümmern einer untergegangenen Stadt ähnlich, und die einzelnen Kegel gleichen plötzlich erstarrten Riesenschildwachen, die nur auf den Ruf ihres Anführers warten, um das Thal zu umkreisen und jedem verspäteten Wanderer die Parole abzufordern. Dann bevölkert die Phantasie den weiten Raum; in den Höhlen werden die Gnomen und Elfen lebendig, leises Flüstern und Wispern geht von Fels zu Fels und geheimnißvoll rauscht es in den Wipfeln, wo sich das Geschlecht der Wichtelmänner niederläßt. Doch, beginnen wir endlich unsere Erzählung!

Nähert man sich auf der Diekircher oder Echternacher Straße dem Städtchen, so wird das überraschte Auge zunächst von einem mächtigen Bergkegel, auf dessen Gipfel sich hufeisenförmig eine Reihe colossaler Felswände erheben, gefesselt. Ihre Steilheit erlaubt es nicht, sie von der Nord- und Westseite zu erklettern, und dieser Umstand mag mit dazu beigetragen haben, daß sich die Römer diesen Punkt ersahen, um eine Zwingburg auf demselben zu errichten. Von der gewaltigen Doppel-

burg, welche auf den römischen Trümmern im achten Jahrhunderte das ritterliche Geschlecht derer von Fels hier errichtete, ragen noch jetzt bedeutende Ruinen empor.

Wie lange es auch her ist, daß das zermalmende Rad der Zeit darüber hinwegrollte, so kann man an den mit Epheu überwucherten Ruinen doch noch deutlich erkennen, daß die Gebäulichkeiten aus zwei abgesonderten, aber nahe bei einander stehenden Burgen bestanden. Die eine hieß Homburg, die andere Criechingen. Zu gegenseitigem Schutz und Trutz standen sie da, und wer die Mauern der einen Burg feindlich berührte, der hatte auch die andere zum Feinde, denn die Bewohner waren nahe Blutsverwandte. Die massiven Ruinen dieser Doppelburg bilden die Krone des romantischen Ortes Fels und verleihen dem Städtchen einen hervorragenden, mittelalterlichen Reiz.

Daß diese mächtige Zwillingsburg einst eine hohe Bedeutung hatte, kann man noch heute aus den weitläufigen, theils in den lebendigen Fels geschnittenen Kellergewölben und Verließen, theils an den stattlichen Mauerresten über dem Erdboden, theils an der Menge von gewölbten, hier und dort noch ziemlich gut erhaltenen Gemächern abnehmen.

Es mag den Raufbolden des Mittelalters nicht leicht geworden sein, sich der Burgen zu bemächtigen, denn vor dem großen Einfahrtsthore befindet sich ein breiter Wallgraben, über den die jetzt verschwundene Zugbrücke herabgelassen werden mußte, wenn dem Ankommenden der Eintritt gewährt wurde. Hat man das hohe Thorgewölbe durchschnitten, so gelangt man in den geräumigen Schloßhof und nach einer kurzen Wanderung bei der Burg Criechingen an ein zweites, aber niedrigeres Einfahrtsthor, welches ebenfalls durch einen Wallgraben geschützt ist. Hinter diesem erst liegt das eigentliche Herrenhaus.

Der ganze weite Bering dieser Burg wurde früher von einer mit Pforten und Thürmen versehenen dicken Mauer geschützt, die vom Schloßfelsen bis an die sie bespülende weiße Ernz reichte und an einer Stelle

zweihundert, an der niedrigsten noch fünfzig Fuß Höhe hatte.

Das ist die Doppelburg, von welcher in unserer Erzählung die Rede sein wird. Wir müssen aber noch eine zweite und zwar die Burg Heringen erwähnen, die im Müllerthale auf einem steilen, schwer zu erkletternden Felsen an der schwarzen Ernz liegt. Obwohl wenig Historisches von diesem drohenden Felsennefte bekannt ist, so kann doch fast mit Sicherheit angenommen werden, daß sie zu kriegerischen Zwecken erbaut wurde und diesen Jahrhunderte hindurch diente. Die Urkunden schweigen von ihr, aber die am Fuße des Felsens aufgefundenen Lanzen, Säbel, Streithämmer, Streitäxte, Spaten, Steigbügel, Fußfesseln u. s. w. reden eine verständliche Sprache, und der Volksmund hat von jeher das kriegerische Andenken lebendig erhalten.

II.

Fuchsrothes Haar und verschmitzte Gesichtszüge nehmen nicht besonders für ihren Eigenthümer ein. Beides aber besaß der Sänger Klaus, welcher eben jetzt im Heringer Walde daherschlenderte und seine listigen Augen nach allen Richtungen schweifen ließ. In der Schlucht, aus welcher sich der mächtige Burgberg erhebt, blieb er stehen und schaute durch die Kronen der Bäume zu dem grünen Kegel empor, auf dessen Spitze die trotzige Burg Heringen unnahbar und unberührt stand.

„Der Herr Junker da oben," murmelte er, „ist nicht auf den Kopf gefallen; die schönen Dörfer, die Wälder und Felder der Herren von der Fels gefallen ihm, und er will sie um jeden Preis in die Tasche stecken; aber wie denen in Fels an's Fell kommen? Hm, hm! Was will sein Felsennest mit den paar Dörfern gegen die ausgedehnte Herrschaft der Herren von Fels bedeuten? Sie können uns zehn Mann gegen einen stellen, und ich sehe weder für heute, noch für morgen ein Loch dadurch." Er legte die Hand an's Kinn und dachte nach; dann

schüttelte er mit dem Kopfe: „Ich weiß wirklich kein Loch dadurch, aber an mir soll's nicht fehlen. Ich werde gewissenhaft umherspähen und ihm Alles hinterbringen, was ihm von Nutzen sein kann. Ist auch ja meine Pflicht und Schuldigkeit. Als mein Herr noch ein Edelknabe war und sich in Thüringen die Rittersporen verdiente, da habe ich ihm versprochen, treu zu ihm zu halten, und das soll geschehen. Wäre er ein Duckmäuser und Betbruder, so würde ich ihm den Rücken kehren, aber zu lustigen Ritterstückchen, wenn auch ein paar Menschenleben dabei zu Grunde gehen, reiche ich ihm mit Vergnügen die Hand. Nur immer ein Lächeln und ein munteres Lied auf den Lippen, dann halten einen die Menschen für eine ehrliche Haut, und man kommt hinter die versteckteften Geheimnisse."

Einige Bauern, die mit ihren Holzfuhren daherkamen, hätten ihm beinahe den Schalk abgelauscht. Rasch setzte er eine andere Miene auf, nahm die Zither, die er immer bei sich trug, zur Hand, griff in die Saiten und stimmte einen muntern Gesang an.

Die Bauern blieben stehen, lauschten mit offenem Munde auf sein Lied und hatten ihre Freude an seinen lustigen Späßen. „Der Klaus ist doch immer lustig," sagten sie; „wer doch seine gute Laune hätte!"

„Freilich," gab er zur Antwort, „ich nehme das Leben von der besten Seite. Was nutzt das Seufzen und Kopfhängen? Pfannkuchen und Hirsebrei regnet es darum doch nicht. Ja, wenn man sich mit Klagen und Lamentiren einen Bauernhof zusammengreinen könnte, so wollte ich jammern wie Hiob, als er auf dem Misthaufen lag."

Singend wanderte er weiter, aber sobald die Bauern aus seinem Gesichtskreise waren, gerieth er wieder in's Grübeln. „Hm," sagte er, „an meinem Herrn liegt's nicht, wenn die Scharmützel nicht bald losgehen; er thut Alles, um die freien Herren von der Fels zu ärgern. Ich bin nur begierig, ob sie es ihm nachsehen werden, daß er mir auf ihrem Boden ein Haus baute. Er selber thät's nicht, das steht so fest wie das Adlernest von

Heringen. Aber wie ich nur so gedankenlos in die Welt hineinplappere: Der Heringer hat das Haus ja nur deßhalb auf den Grund und Boden der Felser gebaut, damit sie Streit anfangen sollen. Regnet es einmal Schläge, so findet sich das Andere nach und nach von selbst. Aber List geht noch über Gewalt, und mir will bedünken, daß der rothe Klaus mehr Grütze im Kopfe hat, als der Heringer Funken in seinem langen Schwerte."

Rasch griff er jetzt aus und trabte über Berg und Thal, bis er in die Nähe von Fels kam. Dort gelangte er im tiefen Waldesdunkel an ein hohes steinernes Kreuz. Nicht weit davon, mit der Rückseite an eine Felsenwand angelehnt, stand die moosbewachsene Klause eines Waldbruders, welcher stets ein Gegenstand seines Spottes und seiner Schelmenstreiche war. Diesesmal aber hatte er die Absicht, den frommen Waldbruder mit gebührender Hochachtung zu behandeln.

„Hm," murmelte er in den rothen, struppigen Bart hinein, „seit der magern Hafersuppe, die mir heute morgen mein Weib vorsetzte, habe ich nichts mehr genossen. Vielleicht hat der Rabe, der den Elias speiste, dem Eremiten eine Hammelkeule und ein Fäßlein Wein gebracht, und es drängt ihn nun, seinen armen Mitbruder zu speisen und zu tränken."

Vor dem Kreuze niederknieend, griff er in die Saiten und sang ein frommes Kirchenlied, hoffend, der Klausner werde von seiner guten Gesinnung erbaut sein.

Als er geendigt hatte, näherte er sich gesenkten Hauptes und mit einem frommen Gesichtsausdrucke der Eremitage und rief: „Mann Gottes, erbarme Dich Deines Nächsten und gieb ihm Speise und Trank!"

Der Klausner kannte die Verschlagenheit des rothen Sängers, aber vielleicht hatte er sich dennoch hinter's Licht führen lassen, denn er erhob sich rasch, ging an seinen Verschlag und setzte ihm eine Schüssel mit rohen Wurzeln und Kräutern vor.

„Das ist meine Nahrung," sprach er; „bediene Dich derselben nach Belieben!"

Klaus blinzelte das Gericht mit einem sehr mißvergnügten Gesichte an und entgegnete: „Fern sei es von mir, Dich der Speisen zu berauben, die Du um Gotteswillen genießest. Gieb mir lieber von den Würsten und Speckseiten, welche Dir die Bauern bringen."

„Es thut mir leid," entgegnete der Klausner lächelnd, „daß ich solche Dinge nicht zu meiner Verfügung habe; aber werde fromm und gottesfürchtig, wirf die Verstellung und die Falschheit von Dir, so" — „So werde ich stets Wurst und Fleisch haben?" unterbrach ihn Klaus, — „so werden Dir die Kräuter und Wurzeln besser schmecken, als die Kostbarkeiten der fürstlichen Tafeln," ergänzte der Eremit.

„Bei Gott," entgegnete Klaus; „nicht mir, sondern Dir fehlt es an Frömmigkeit. Wärest Du wirklich ein Diener Gottes, so würden sich diese abscheulichen Wurzeln in duftende Braten verwandeln. Weiß Gott, wenn der Klausner nichts taugt, wie kann der Klaus gut sein?"

Ein Schelmenlied singend, wanderte er von dannen und legte es recht darauf an, daß der Waldbruder genöthigt war, sich die Ohren zuzuhalten. Mehr und mehr näherte er sich dem Felser Schloßberge. Am Fuße desselben angekommen, wanderte er langsam und bedächtig, theils, um bei der scharfen Steigung den Athem nicht zu verlieren, theils um Zeit zum Ueberlegen zu haben, denn dieser listige Fuchs that nichts ohne Vorbedacht, sondern legte sich stets im Voraus alle möglichen Fälle vor Augen, damit er niemals festfuhr. Er glich darin seinen Vettern, die der Vorsicht halber immer mehrere Baue haben.

Während der verschlagene Mensch sinnt und grübelt und langsam den Schloßberg hinaufsteigt, wollen wir dem Leser mit einigen Federstrichen einen kurzen historischen Rückblick der Felser geben. Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts war die weit berühmte Ermesinde, nachmalige Gattin des Herzogs Wallram von Limburg, Herrscherin des Landes. Noch bis auf den heutigen Tag wissen Sage und Geschichte von dieser tüchtigen frommen Fürstin zu erzählen. Zahlreich waren ihre frommen

Stiftungen, aber auch ihre politischen Einrichtungen waren wichtig und segensreich. Sie war es auch, welche das Amt eines Bannerherrn von Luxemburg im Jahre 1194 schuf.

Der Bannerherr war verpflichtet, im Kriege dem Heere das entrollte Banner vorzutragen und es mit seinem Leib und Leben zu schützen. Dieses Amt sollte in der Familie erblich bleiben und vom Vater stets auf den ältesten Sohn übergehen, und zwar so lange, als noch ein Sproß vorhanden war, der diesen wichtigen Dienst verrichten konnte.

Ermesinde konnte nicht lange zweifelhaft sein, welche Familie am meisten geeignet sei, diesen ritterlichen Vaterlandsdienst tadellos auszuführen. Ihre Wahl fiel auf Counor, den mannhaften Ritter von der Fels, der seine Tauglichkeit mehr als einmal durch Unerschrockenheit und Tapferkeit in blutigen Kriegen bewiesen hatte. Sie hatte sich nicht getäuscht; er machte seinem Amte Ehre.

Nach ihm wurde im Jahre 1227 Arnold II. Bannerherr und nahm das geankerte Kreuz in sein Wappen auf. Als einer der ersten und bedeutendsten Dynasten des Landes saß er dem Adelsgerichte vor. Man findet seinen Namen fast unter allen wichtigen Urkunden jener Zeit. Es wäre viel von seinen Schwerthändeln und tapfern Thaten zu erzählen, aber wir haben es nicht mit ihm, sondern mit seinen Nachkommen zu thun. Als er starb, hinterließ er drei Kinder, Ludolf, den Bannerherrn, Kuno und Margarethe. Diese drei und ihre Mutter sind es, von denen auf historischem Hintergrunde die Sage berichtet, was wir hier erzählen.

Klaus kannte diese Geschichte ganz genau und wußte, daß das Heldenblut des alten Counor auch in den Adern seiner Enkel floß, und das war es, was ihn bei den Plänen seines Herrn stutzig machte.

„Es ist reine Thorheit von ihm," murmelte er, „die Herren von Fels bekommt man nicht leicht unter. Sie brauchen nur einen Trompetenstoß zu thun, so wimmelt es in ihrem Schloßhofe von Hörigen und Reisigen; es stehen ihm hundertmal so viel Schwerter und Streit-

hengste zu Gebote, als dem Heringen. List, List muß die Schlacht gewinnen; die rohe Kraft giebt keinen Ausschlag. Wenn der Klaus hier nicht Feldherr spielt, dann bleibt der Heringen ewig in seinem Hühnerkäfige, mag ihm auch das Gehäuse noch so enge werden."

Während er sinnend den Schloßberg hinaufschritt, richtete er zufällig sein Auge empor und sah zu seiner Verwunderung, daß die Thürme der Doppelburg mit flatternden Fahnen geschmückt waren.

Wie ein elektrischer Aal schnellte er empor und rief: „Ei, Klaus, Du kommst zu guter Stunde, denn da oben wird ein Fest gefeiert. Die Küche auf Homburg ist vortrefflich, und der Keller ist auch nicht schlecht bestellt. Da wird wohl auch für den Sänger ein Krüglein unter die Bank fallen! Juchhe, es leben die Familienfeste!"

Sein Hütlein in die Luft werfend und wieder auffangend, wiederholte er den Ruf verschiedenemale, bis ihm plötzlich eine blinkende Hellebarde entgegengehalten wurde. Es war die Pike eines Söldners, der hinter einem Felsen Wache hielt, damit sich kein Unberufener heraufdränge.

Erschrocken sprang Klaus zur Seite und fühlte nach seinem zusammengeschrumpften Bäuchlein. Nachdem er dasselbe aber unverletzt gefunden und sich seinen Mann näher angesehen hatte, kehrte die Courage zurück. Der Wächter, mit der Sturmhaube bedeckt und mit dem Lederkoller bekleidet, machte ein gar martialisches Gesicht, aber das focht nun den Klaus nicht mehr an. Lachend rief er: „Camillus, um Gotteswillen, thue Deinen Zahnstocher weg und störe mich nicht in meinen angenehmen Betrachtungen."

„Nun, Deine Betrachtungen sind wohl immer angenehm," antwortete Camillus, indem er seine Hellebarde zurückzog.

„Heute aber besonders, lieber Camillus, denn ich habe den ganzen Tag nur eine dünne Haferſuppe genossen."

„Nun, wenn das ein Grund zur Fröhlichkeit ist, so kannst Du die Fasten halten, ohne jemals aus der Freude herauszukommen."

„Dickfelliger Camillus," rief Klaus, „weißt Du denn nicht, daß ein leerer Bauch den Geist verfeinert und die Seele federleicht macht?"

„Leicht zum Davonfliegen, ich habe es oft genug verspürt, aber ich glaube, daß ich den Grund Deiner Freude besser erkenne. Du hoffst, da oben ein gutes Mahl zu bekommen."

„Wahrhaftig, Camillus, ich beneide Dich ob Deines haarscharfen Verstandes. Mein Junge, wenn Du nicht Soldknecht im Dienste des Herrn von der Fels wärest und Du hättest sonst das Zeug dazu, so könntest unter glücklichen Umständen Magister werden."

Klaus wollte nun vorüber, aber Camillus hielt ihm abermals die Hellebarde vor das Bäuchlein und schrie: „Zurück, oder —"

„Um Gotteswillen nur nicht zwischen die Rippen, mein Junge, Du weißt doch, daß ich das Kitzeln nicht vertragen kann. Und, lieber Camillus, warum legst Du Dich mir eigentlich hier in den Weg? Sage mir doch einen vernünftigen Grund für ein solches Beginnen."

„Ei was, ich habe keine Gründe anzugeben; es ist mir aufgetragen, nur die Herren vom Adel passiren zu lassen; gewöhnliche Lumpen finden heute keine Aufnahme."

„O, Du goldener Camillus, wie sehr wird der Bannerherr von Deiner Höflichkeit erbaut sein, wenn er hört, daß Du den Adel für außergewönliche Lumpen hältst. Mein Junge, ich könnte Dir eine Suppe einbrocken, die nicht so leicht auszulöffeln ist, wie die von heute Morgen, aber ich bin kein Spaßverderber. Laß mich durch, und meine Zunge ist stumm wie das Grab."

Während Camillus noch immer in seinem dicken Kopfe erwog, was er denn eigentlich so Schlimmes verbrochen habe, war Klaus schon vorübergeschritten, ohne eine fernere Erlaubniß zu fordern.

„Es muß etwas Wichtiges da oben vorgehen," murmelte er. „Ich weiß doch sonst so ziemlich Alles, was auf Homburg geschieht, aber diesmal ist es mir doch

rein an der Nase vorbeigegangen. Was für ein Familienfest könnte denn das sein?"

Da ihm kein Mensch begegnete, der seine Neugierde befriedigen konnte, so mußte er sich in Geduld fassen, bis er oben ankam. Unterdessen aber trabten die vornehmsten Ritter der Nachbarschaft an ihm vorüber, und wenn der eine Hufschlag verhallt war, erscholl von unten schon wieder neuer. Alle ritten nach der Homburg hinauf und hatten ihre schönsten Festkleider angelegt. Endlich erreichte er den Wallgraben vor dem großen Thore. Die Brücke lag breit über den Graben, und die Ritter sprengten unangehalten hinüber.

Klaus wollte ebenfalls den freien Weg benutzen, aber der Thorwart steckte den Kopf zu seinem Fensterlein hinaus und rief: „Zurück, Klaus, heute hat nur der Adel Zutritt."

„Und der Sänger, mein Freund, denn ohne den Klang der Harfe oder der Zither giebt es kein Fest. Dein Amt steht auf dem Spiele, wenn Du mich abweisest, denn ganz sicher wird der Herr von der Fels es bedauern, wenn er hört, daß ich am Thore wieder habe umkehren müssen."

„Ob das so ganz seine Richtigkeit hat, weiß ich nicht," antwortete der Thurmwart, „aber Du magst immerhin in mein Stüblein treten und warten, bis vom Bannerherrn die Erlaubniß kommt."

Klaus schritt über die Brücke, und konnte nicht umhin, sich beim Vorübergehen mit einem leisen Kopfschütteln die dicken Quader der gewaltigen Mauer zu betrachten.

In dem Stüblein angekommen, war es seine erste Sorge, sich einen Imbiß und einen Trunk zu verschaffen. „Theobald," sagte er, „ganz sicher wird der Bannerherr ein Lied von mir verlangen, aber um bei Stimme und Laune zu sein, muß man gut gegessen haben, darum sorge rasch für mich."

Theobald war ebenfalls kein Kost- und Trankverächter, dazu ein Freund vom Plaudern, deßhalb ging er mit Vergnügen auf die Wünsche des Sängers ein.

„Vertritt meine Stelle, bis ich zurückkomme," sagte er; „ich werde in der Zwischenzeit in der Küche nachsehen, was sich thun läßt. Damit keine Ungeschicklichkeit begangen wird, laß' Dir gesagt sein, daß alle Ritter mit ihrem Gefolge ungehindert die Brücke passiren; Privatleute aber werden zurückgewiesen, im Nothfalle sogar die Brücke aufgezogen. Sieh', hier ist die Maschinerie; Du brauchst nur das Rad rund zu drehen, so wird sich die Brücke von selbst heben."

Klaus versprach, genau Folge zu leisten, und der Thorwart begab sich über den großen und kleinen Hof in die hohe gewölbte Küche. Hier herrschte eine große Thätigkeit. Arthur, der Koch, stand mit aufgeschürzten Aermeln an dem mächtigen, aus dicken Holzscheitern aufgebauten Herde und war eben im Begriffe, ein ganzes Wildschwein an dem riesigen Drehspieße zu befestigen. Curt und Wanst, die beiden Küchenjungen, hatten kaum Hände genug, um die rasch und energisch herausgestoßenen Befehle zu erfüllen. In einer Ecke, neben einem aufgemauerten Ziehbrunnen, waren zwei Mägde beschäftigt, Gemüse zu putzen und die silbernen Trinkhumpen, die auf der Tafel erscheinen sollten, glänzend zu scheuern. Der Kellermeister Kannemann schwenkte ein paar große Steingutgefäße und riß über den unverlöschlichen Durst der Herren Ritter einige derbe Witze.

„Was will der verfluchte Thurmwart hier?" schrie der Koch. „Der Mensch hat einen so bodenlosen Magen, daß man ihn in einen gebratenen Ochsen einsperren könnte, er würde sich in einer halben Stunde durchgefressen haben."

„So ist es, hochzuverehrender Herr Mundkoch. Ohne Zweifel hast Du noch von gestern einige Bratenreste da stehen, welche die Gäste verschmähen. Gieb mir davon zwei gute Portionen. Der Kellermeister wird für die Anfeuchtung sorgen."

„Scheer Dich, Du sollst keine Faser von einer Katze haben."

„Habe auch kein Gelüsten nach einem solchen Lecker-

bissen, aber für einen guten Braten leiste ich gerne Gegendienste."

„Welche, Herr Hornwürger?"

„Hornwürger? Blase ich nicht so gut, wie irgend einer, der kein Musiker von Profession ist? Doch, darum keine Fehde. Wenn Du einen ordentlichen Braten giebst, so sorge ich, daß Klaus, der Sänger, Euch heute Nacht seine lustigsten Schelmenlieder vorträgt."

„Klaus?" rief Arthur, und wandte sich dabei so rasch herum, daß das Wildschwein fast in das Feuer gefallen wäre.

„Wanst," befahl er dem einen Küchenjungen, „fülle dem Hornwürger einen Korb mit Rinderbraten."

Kannemann dupfte dem Thorwart auf die Schulter und gab ihm einen Wink, ihm in den Keller zu folgen. Draußen im Hofe stiegen sie eine breite Treppe hinab und gelangten in ein weites Gewölbe, welches von Pechfackeln erleuchtet war. Hier lagen große Fässer übereinandergestapelt, deren schwarzes, spinnwebenbedecktes Holz für ihr Alter sprach.

Der Kellermeister führte ihn in eine dunkle Ecke, wo eine große Anzahl kleinerer Fässer aufgestapelt lagen.

„Da, nimm dieses kleine Gebinde," sagte er, „es reicht für ein paar Tage."

Der Thorwart beklopfte das Fäßchen prüfend mit dem Knöchel, und da es den richtigen Klang eines vollen Fasses gab, so hob er es vom Boden auf und trug es in den Hof. Hier stand schon der Korb mit dem Rinderbraten bereit. Er nahm denselben an den Arm und stieß das Fäßchen mit dem Fuße vor sich her, daß es lustig bis vor die Treppe seiner Thorwohnung rollte.

Bald war die Mahlzeit in vollem Gange, und Beide thaten derselben alle Ehre an. Klaus sang ein lustiges Liedchen dazu, und als er geendigt hatte, fragte er so ganz oben hin: „Was für ein Fest feiert Ihr denn heute auf der Homburg?"

„Wie, das weißt Du nicht, Du, der den ganzen Tag in den Dörfern herumläuft und der sonst jede Katze

kennt, die zwischen hier und dem Müllerthale auf die Welt kommt?"

„Ich muß sehr bitten, mich nicht zu verleumden," antwortete Klaus in einem Tone, der ungehalten klingen sollte. „Allerdings laufe ich viel umher, aber ich bekümmere mich nicht um anderer Leute Angelegenheiten. Jeder hat mit sich selber genug zu thun."

„Kennst Du den Ritter Hans von Weiler?" fragte der Thorwart in einem vertraulichen Wispertone.

„Wie sollte ich nicht! Jedes Kind kennt den mächtigen und leutseligen Herrn."

„Nun, so sollst Du wissen, daß dieser Hans von Weiler Gefallen an unserm Burgfräulein Margaretha gefunden hat, und daß heute die Verlobung gefeiert wird."

Klaus war wie aus den Wolken gefallen; er wußte wohl, daß Hans von Weiler mit dem Bannerherrn Ludolf von der Fels und seinem Bruder in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand und viel auf der Homburg verkehrte, aber daß Margaretha seine Braut war, davon hatte er keine Ahnung.

„Das überrascht Dich," sagte Theobald lachend, „und doch hätte es ein so schlauer Fuchs leicht ahnen können."

„Wenn Hans Schwager der Felser wird," sprach Klaus mehr zu sich selbst, als zu dem Thorwart, „dann vermehrt sich ihre Macht so bedeutend, daß ihnen Niemand Etwas anhaben kann."

„Sicherlich nicht, mein werther Freund, nicht einmal der Ritter von Heringen."

„Der würde auch der letzte sein, welcher daran denkt. Er ist allerdings weit und breit als haderjüchtig verschrieen, aber im Grunde genommen giebt es keinen friedlicheren Menschen."

„Das stimmt nicht mit dem, was ich sonst von ihm gehört habe."

„Nein, er hat einen bösen Leumund, aber es geschieht ihm schweres Unrecht."

„Warum hat er Dir denn ein Haus auf meines

Herrn Grund und Boden errichtet? Doch wohl aus keinem andern Grunde, als seine Grenzen zu erweitern oder mit dem Bannerherrn einen Zwist zu suchen."

„O, da kennst Du den Heringer schlecht; er hat eben die Grenze nicht gekannt, und ich wette, daß er sich noch heute in seinem Rechte glaubt."

„Der Bannerherr ist anderer Ansicht, und er glaubt, daß Du durch den Hausbau sein Höriger geworden. Ich würde also Deinem Herrn anrathen, das Haus wieder abzubrechen; und Dir würde ich den Rath geben, auf Heringer's Eigenthum eine neue Wohnstätte aufzuschlagen."

„Was kümmern uns eigentlich die Angelegenheiten der Ritter?" antwortete Klaus, „laß uns trinken und fröhlich sein."

Sie stießen mit den Gläsern an und tranken in vollen Zügen; dann wandte sich Klaus wieder an den Thorwart: „Dein Amt ist doch ein sehr beschwerliches; so Tag und Nacht auf demselben Fleck sitzen und den Berg hinabspähen, das hielt ich nicht aus. Welch' ein freieres Leben habe ich dagegen. Wie der Vogel in der Luft wende ich mich hin, wohin es mir beliebt —"

„Halt, Du rostiger Saitenklimperer! Nimm mir's nicht übel, wenn ich ein solches Leben ein Vagabundenleben nenne. Unser einer hat doch einen Beruf, und so schlimm, wie Du die Sache schilderst, ist es doch wahrhaftig auch nicht."

„Es ist mir lieb, daß Du nicht der Plackesel bist, wie ich mir vorgestellt hatte, aber ich möchte meine Zither gegen einen hölzernen Löffel verwetten, daß Du schlechter bezahlt bist, als der Thorwart von Heringen. Mein Ritter ist kein Knauser, und wenn seine Leute auch Leibeigene sind, so hält er sie doch wie freie Beamte und läßt es ihnen an nichts mangeln. Solltest Du einmal des Dienstes hier müde werden, so brauchst Du Dich nur an mich zu wenden, und ich werde wie ein Bruder für Dich sorgen. Es ist sogar nicht unmöglich, daß ich Dir zur Stelle eines Burgvogtes verhelfen kann."

Theobald schaute ihn mit einem ungläubigen Gesichte

an. „Burgvoigt," sagte er langsam und gedehnt; „dazu pflegt man sonst nur Ritter zu wählen, die sich im Kampfe bewährt haben und Mann's genug sind, in Abwesenheit des Burgherrn einem anstürmenden Feinde keck die Spitze zu bieten."

„Ist es denn ein beschworenes Evangelium, daß der Leibeigene immer ein Sklave bleiben muß? Hat man nicht Beispiele, daß ein Mann sich von der niedrigsten Stufe bis zu der höchsten emporschwang? In unserer Zeit ist nichts unmöglich; es kommt nur auf die Gelegenheit an, und wenn man unter einem Herrn von Heringen dient, so ist man schon dadurch allein ein gemachter Mann. Ich selbst stecke mir noch ein weites Ziel und habe gar nicht die Absicht, mein Lebenlang als Spaßmacher mit der Zither umherzuwandern. Gieb acht, es kommt eine Zeit, wo ich auf meiner eigenen Burg sitze und Dir aus wohlgefülltem Keller einen Becher eigenen Wachsthums kredenzen kann."

Der Thorwart sah ganz verdutzt drein. Die Möglichkeit, einmal etwas Anderes zu werden, hatte er sich niemals vorgestellt, und er konnte es auch jetzt noch nicht recht begreifen, aber es gaukelten ihm nun so angenehme Bilder vor den Augen, daß er das Antworten gänzlich vergaß.

Klaus hatte seinen Zweck erreicht; er wollte ihm nur in der Ferne eine glänzende Zukunft zeigen und damit der Treue gegen seinen Herrn den ersten Stoß geben.

Klaus und Theobald, besonders letzterer, that dem Fäßlein noch viel Ehre an; sie wurden in dieser Stunde ein Herz und eine Seele, und es war vorauszusehen, daß sie in der Folge noch besser zusammen befreundet würden.

Während sie aßen und tranken, kamen immer mehr Gäste, so daß die Burg sie kaum alle fassen konnte.

Klaus, der seinen Platz so gewählt hatte, daß er sie alle sehen konnte, war nicht angenehm berührt, denn der Adel der ganzen Umgegend schien sich heute auf Homburg zu versammeln. Die kecken Ritter auf den stolzen Hengsten

glänzten heute nicht im Schmucke der Waffen und Rüstungen, sondern in den prächtigen Festkleidern des Friedens. Die Edelfräulein, welche mit holdseligem Lächeln auf den schlanken Zeltern über die Zugbrücke ritten, leuchteten und glitzerten in ihren farbenreichen Roben und schienen zu Scherz und Kurzweil sehr aufgelegt.

Klaus konnte bei dem Schauspiele seine boshaften Gedanken nicht unterdrücken. „Das wäre ein Hauptspaß," flüsterte er. „Kein einziger von diesen Junkern ist ordentlich bewaffnet. Wenn jetzt ein muthiger Kerl mit einer tapfern Schaar von Rittern und Söldlingen in die Burg stürmte, so wäre es kein großes Kunststück, die ganze Sippe gefangen zu nehmen."

Es war nicht seine Absicht gewesen, seine Gedanken dem Thorwart mitzutheilen, aber in seiner boshaften Begeisterung waren sie zu laut geworden. Theobald glaubte deßhalb, die Rede sei an ihn gerichtet gewesen und entgegnete: „In diesem Augenblicke möchte das doch noch schwer fallen, aber wenn der Kellermeister ihnen die rechte Taufe gegeben hat, dann könnte die Sache schon so ablaufen; ich will übrigens nicht hoffen, daß Du wirklich solche verrätherische Pläne hegst."

Klaus hütete sich, noch ein Wort hinzuzusetzen, aber im Stillen schwoll sein Herz vor Freude, als er sich vorstellte, der Heringer reite ein, mache die ganze Gesellschaft nieder und sich selbst zum Burgherrn. „Weit und breit wäre kein Schwert mehr, das ihm Widerstand leisten könnte," dachte er; „er hätte sie Alle im Sacke!"

Während er sich noch mit diesen rosigen Bildern beschäftigte, trat ein Knappe ein, welcher vom Bannerherrn den Befehl brachte, daß jetzt die Zugbrücke aufgezogen und ein etwa verspäteter Gast durch Trompetenstoß gemeldet werden sollte. Dann wandte sich der Knappe an Klaus und sprach: „Der Bannerherr hat vernommen, daß Du hier bist. Er befiehlt Dir, beim Eintritte der Dunkelheit in der Bankethalle zu erscheinen, um die Gäste durch ein Lied zu erfreuen."

Klaus neigte sein Haupt und entgegnete: „Melde

Deinem Herrn, daß ich mich glücklich schätze, Etwas zur Erheiterung der Gesellschaft beitragen zu dürfen. Bereits sein halber Höriger, hoffe ich, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo ich ganz in die Dienste des erlauchten Bannerherrn von Luxemburg aufgenommen werde."

So sprach die gleisnerische Zunge, während sich in dem rothen Kopfe teuflische Pläne wälzten.

III.

Nachdem sich der Knappe entfernt hatte, glaubte Klaus, daß nun die Stunde gekommen sei, wo er ungestraft umherlungern und Kundschafterei treiben könne. Die Luchsaugen mit den rothen Brauen beschattend, verließ er das Gemach des Thurmwarts und begab sich über den großen Schloßhof in den kleinen, überall mit den fröhlich gestimmten Knappen, Dienstmannen und dem Gesinde Zwiesprache haltend und Scherze treibend. Dabei aber richteten sich seine Augen, so oft es verstohlen geschehen konnte, nach den Fenstern, Thüren, Zinnen und Schießscharten.

„Beim heiligen Veit," dachte er, „diese Mauern sind wahrhaftig für die Ewigkeit gebaut. Welche mächtigen Quader, und wie sie so fest und präcise ineinandergefügt sind! Sie haben wahrlich ihres Gleichen nicht! Hm, das müßte ein kernhaftes Stück Arbeit werden!"

An einigen Stellen führten steinerne Treppen zu einem breiten, der Mauer vorgesetzten Steinwalle, auf welchem bei einer Belagerung die Bogenschützen Platz nahmen, denn hier befanden sich die breiten, dreieckigen Schießscharten. Nach Innen waren sie weit und geräumig, so daß ein Schütze mit dem gespannten Bogen gemächlich Platz in einer solchen Oeffnung fand. Nach Außen aber bildeten sie nur eine schmale Ritze, eben groß genug, um die Pfeile durchzulassen, so daß die Belagerer wohl Schüsse empfangen, aber nicht leicht deren zurückgeben konnten. Die innern Quader waren außerdem noch mit Eisenklammern aneinander befestigt.

Nachdem er sich von der Mauer entfernt hatte, begab er sich in die Burg und wanderte auch hier von Kammer zu Kammer. Selbst zu dem hochwohnenden Thürmer stieg er hinauf und machte überall seine Scherze. Gegen Abend hatte er seine Wanderung vollendet, und wußte nun fast von jedem Gemache Bescheid.

Hastigen Schrittes eilte er zum äußern Thore, um seine Zither zu holen, dann begab er sich in den kleinen Innenhof und wartete auf der Treppe. Indessen erleuchtete sich die lange Fensterreihe des Banketsaales und aus dem Innern erscholl lauter Jubel.

Jetzt kam ein Edelknabe die breite Stiege herab und lud ihn im Namen des Bannerherrn ein, in den Saal zu treten. Klaus folgte ihm durch eine Halle, deren Wände mit den kostbarsten Waffen verziert waren, dann gelangten sie an eine hohe Flügelthüre, vor welcher zwei Hellebardiere die Wache hielten. Knappen und Söldner gingen umher oder standen an den Fenstern, um jederzeit des Rufes ihrer Herren gewärtig zu sein.

Ein Page öffnete ihm die Flügelthüre und er trat in den hellerleuchteten Saal. Von Entfernung zu Entfernungen steckten in eisernen Ringen an den Wänden große Wachsfackeln mit daumendicken Dochten, die außer dem Lichte auch noch einen süßen Geruch verbreiteten. Klaus war oft genug in den Prunkgemächern der Grafen und Ritter gewesen und an den herrschenden Glanz gewöhnt, aber die Pracht war hier doch eine so übermäßige, daß sein Auge fast geblendet wurde. An einer langen breiten Tafel saßen in bunter Reihe die Ritter und Edelfräulein, und an dem höchsten Platze die holdselige Margaretha, des Bannerherrn Ludolf und Kuno's Schwester, neben ihr Hans von Weiler, der glückstrahlende Bräutigam, zu ihren Seiten die Mutter und die Brüder.

Als Klaus eintrat, erhob sich vom untern Theile der Tafel der Seneschall und führte ihn zu einem erhöhten Sitze, wo er von Allen gesehen werden konnte.

„Klaus," sagte er leise zu ihm, „der Bannerherr wünscht, daß Du seinen Gästen Deine schönsten Lieder

vorsingst. Thue nun Dein Bestes, denn wenn Dein Gesang und Dein Spiel ihn befriedigt, so wird er Dich nicht unbeschenkt von dannen ziehen lassen."

„O," entgegnete Klaus, „mein Bestes werde ich sicherlich thun, aber ich fürchte, meine Kehle ist so rauh geworden, daß die schönen Edelfräulein und die hohen Ritter nicht sehr erbaut sein werden. Ihr erlaubt deßhalb, daß ich gleich einen ordentlichen Schluck thue."

Er ließ sich nach diesen Worten und dem herzhaften Schlucke auf dem Sessel nieder, legte die Zither auf den Tisch und begann, die Saiten zu stimmen. Das Geräusch der Unterhaltung verstummte und alle Augen richteten sich nach dem Sänger. Dieser griff in die Saiten, machte ein ernstes Vorspiel und begann dann von den Heldenthaten und Rittertugenden der Herren von der Fels zu singen.

Dann gedachte er in nicht minder schönen Weisen des Edeln Hans von Weiler und seiner Vorfahren.

Nachdem er mit einem Nachspiele und ein paar rauschenden Accorden seinen Heldengesang geschlossen hatte, erdröhnte der Saal von dem Beifallssturme der Gäste. Der Bannerherr Ludolf aber erhob sich von seinem Sitze, ließ sich von seinem Seneschall eine goldene Kette reichen und legte dieselbe dem Sänger um den Hals. „Es freut mich," sprach er, „daß Du so treu zu meinem Hause hältst, obschon Du der Hintersasse eines Andern bist."

„Ich bin mit ihm in Thüringen gewesen und habe viel Gutes von ihm erhalten," antwortete Klaus, „aber ich weiß die höhern Tugenden der Herren von der Fels zu schätzen, und da es mein Herr für gut befunden hat, mir ein Haus auf Ihrem Boden zu bauen, so betrachte ich mich schon halb als ein Höriger der Homburg."

Ein Schatten flog über das Gesicht des Bannerherrn und er antwortete: „Es scheint, daß der Heringer mit diesem Hause meinen Zorn herausfordern will; darum warne ihn, denn ich darf es nicht dulden, daß meine Grenzen verletzt werden, und über Kurz oder Lang werde ich genöthigt sein, das Haus zu brechen und Dich in

aller Form Rechtens als meinen Hörigen zu beanspruchen."

„Möge das lieber heute als morgen geschehen," antwortete Klaus. „Ich weiß, wohin mich mein Herz zieht, und wem ich am liebsten unterthänig sein möchte. Diese Kette ist nur ein äußeres Zeichen der Fesseln, welche mich an die Homburg binden, und ich hoffe, mein erlauchter Herr wird es mir verzeihen, wenn ich gerne im Bereiche seiner Herrschaft verweile und von Zeit zu Zeit auf der Burg vorspreche."

„So lange Du solche Gesinnungen behältst, steht Dir das Thor meiner Burg immer offen," entgegnete der Bannerherr, „aber dennoch gehörst Du dem Heringer, und ihm bist Du Treue und Gehorsam schuldig. Das vergiß nicht!"

Der Kellermeister brachte ihm einen gewaltigen Humpen des edelsten Weines und ein Page trug ihm kostbare Speisen auf. Nachdem er sich gütlich gethan, griff er wieder in die Saiten, und nun sang er das Lob der schönen Braut mit so innigen, poetischen Worten und so bezaubernden Weisen, daß die Herzen der Hörer ganz bestrickt wurden.

Die Becher klangen und lautes Jauchzen erfüllte den Saal. Mit dem Singen und dem Zitherspiele aber war es nun vorüber, denn der Wein stieg den Gästen zu Kopfe und die Fröhlichkeit wurde immer lauter.

Klaus that sich gütlich an Speise und Trank, dann nahm er seine Zither und begab sich in die große Gesindestube, wo die Knechte und Mägde beim Schmause saßen. Diesen sang er seine leichtfertigsten Schelmenlieder vor und gewann dadurch auch bei ihnen einen Stein im Brette. Bei dieser Gelegenheit unterließ er es nicht, sich über hundert Dinge zu erkundigen, die dem Anscheine nach ganz harmlos waren, aber alle zur Bereicherung seiner Kenntnisse der Homburg beitrugen.

Mitternacht war längst vorüber, aber in der Festhalle ging es noch sehr munter her, und in der großen Gesindestube wanderten die vollen Kannen aus einer Hand in die andere.

Klaus hielt die Gelegenheit, sich den Standpunkt der verschiedenen Wachen zu merken, für günstig. „Es ist eine wahre Schande," sagte er zu dem Knappen, der in diesem Raum Ordnung und Wohlverhalten zu überwachen hatte, „es ist eine wahre Schande, daß wir hier im Ueberflusse schwelgen, während die armen Schildwachen vor Durst vergehen! Komm', Görg, bringen wir ihnen einige Kannen Weines hinaus!"

Der Knappe Görg war eine gutmüthige Haut, der Andern gerne Etwas zukommen ließ. Er beorderte also die beiden Küchenjungen Kurt und Wanst, ein Körbchen mit Krügen zu füllen und ihnen dasselbe nachzutragen. Bei jeder Schildwacht wurde ein Krug abgegeben und eine Weile Halt gemacht, so daß Klaus Zeit genug fand, sich die Stellen, wo sie standen, genau in's Gedächtniß zu prägen.

„Wahrhaftig, es ist ein Felsennest, wie es deren nicht viele giebt," sagte Klaus; „aber Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Warum stehen denn die Wachen gerade dort?" fuhr er, anscheinend ohne alle Absicht fort. „Sind das schwache Stellen?"

„Nun, eigentlich schwache Stellen hat die Homburg nicht, aber wo die Wachen stehen, das sind die weniger starken."

Noch ein Stündchen verweilte er in der Gesindestube, dann machte er sich zum Thore auf und nahm von Theobald Abschied.

„Nun, mein Junge, laß' die Brücke nieder," sagte er, „denn ich möchte noch vor Anbruch des Tages bei meinem Weibe sein. Aber gieb mir noch ein Krüglein Wein mit auf den Weg, damit ich mir den Magen ein wenig erwärme."

„Nimmersatt," spottete der Thorwart, indem er mit einer Laterne in den Ecken umherleuchtete und einen dickbauchigen Krug zum Vorscheine brachte. „Nun spute Dich aber auch, denn meine Knochen sind müde und ich bedarf des Schlafes."

Während dieser Worte war er an das Rad getreten

und ließ die Brücke nieder. Klaus rief ihm draußen noch eine gute Nacht zu und wandte sich dann den steilen Weg hinab.

„Die Tölpel," murmelte er, „sie merkten nicht, daß ich ihnen Alles ausspionirt habe. Wenn mir der Heringer ein kleines Fähnlein gäbe, so wollte ich mich wohl stark machen, ihm morgen Nacht die Homburg mit den sämmtlichen Junkern und Edelfräulein zu überliefern. Hei, das müßte ein Vergnügen sein, sie Alle in dem Netze zappeln zu sehen."

Er rieb sich vor Freuden die Hände und begann während des Hinabschreitens ein lautes Schelmenlied.

Nach einer ziemlich langen Wanderung erreichte er sein Haus. Die Sonne war schon aufgegangen, und sein Weib war im Garten beschäftigt.

„He, Grete," rief er, „schon ausgeschlafen?"

„Schon seit einer Stunde," antwortete sie giftig, ohne ihn anzusehen. „Anständige Menschen bringen die Nacht im Bette zu, damit sie am folgenden Tage frisch zur Arbeit sind. Tagediebe aber treiben sich zur Nacht und Unzeit umher und stehlen dem lieben Gott die Zeit und ihren Weibern das Brod."

„Ach was," antwortete er lachend, „der Sänger zieht frei umher wie der Vogel in der Luft, und während die gewöhnlichen Menschenkinder wie Murmelthiere schnarchen, gewinnt er Lob und goldene Ketten."

Grete schaute auf, und als sie die Kette auf seiner Brust gewahrte, warf sie das Grabscheit fort und rief: „Ah, das ist Etwas für mich, Klaus; nicht wahr, ich darf mich damit schmücken!"

„Du sollst sie haben, Grete, aber heute muß ich noch damit prunken, denn ich will dem Heringer zeigen, daß man auch anderwärts Etwas auf mich hält. Er läßt sich meine Dienste gefallen, aber er giebt mir keine goldenen Ketten."

„Und wo hast Du das Kleinod verdient?" fragte sie.

„Auf Homburg, mein Schatz; dort habe ich im hohen Festsaale vor den Rittern und Edelfräulein gesungen."

„Was gab's denn dort?"

„Eine Verlobung! Hans von Weiler wird Fräulein Margaretha zur Frau bekommen."

„Hans von Weiler? Ei, davon hat ja keine Menschenseele Etwas vernommen. Warum sie das nur so geheim gehalten haben?"

„Geheim gerade nicht, aber Niemand hat es vermuthet, weil der Ritter seit Jahren auf der Homburg verkehrt und also nichts Auffallendes dabei war."

Sie gingen zusammen in das Haus und Klaus mußte seiner Frau nun die ganze Feierlichkeit schildern.

„Jetzt laß mich schlafen," sagte er zum Schlusse, „denn nachher will ich nach Heringen, weil ich mit dem Ritter Manches zu besprechen habe."

IV.

Während Klaus schläft, wollen wir einen Besuch auf Heringen machen. Die hohe Felsenfeste, welche dem Wanderer schon von Weitem entgegenschaute, war damals, wo das Schießpulver noch nicht erfunden war, ein unbezwingliches Adlernest. Schon ihre Lage auf der steilen Kuppe schützte sie vor Ueberrumplung, aber der Baumeister hatte auch noch das Seinige gethan, um sie stark und wehrhaft zu machen. Das Burghaus, ein längliches Viereck bildend, war aus dicken Quadern erbaut und hatte nur wenige Fenster, dagegen starrte es von Schießscharten, und ein Feind, der es wagte, hinaufzuklettern, konnte leicht mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen empfangen und zurückgetrieben werden, aber selbst, wenn es gelang, das Thor zu erreichen, war der Sieg noch fern, denn hier thürmte sich so festes Mauerwerk auf, daß es mit den damaligen Sturmmitteln nicht leicht zu durchbrechen war.

In einem der obern Gemächer, dessen Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben versehen war, befand sich der Ritter von Heringen. Seine reckenhafte Gestalt mit den breiten Schultern, seine kräftigen Arme und

strammen Beine zeugten von einer riesigen Körperstärke. Wenn er geharnischt auf seinem schweren Streitrosse saß, war er eine imposante und schreckeneinflößende Erscheinung, und wehe dem Ritter, welcher ihm im Einzelnkampfe gegenüberstand. Das wettergebräunte Gesicht war von einem dichten Vollbarte umrahmt, und die Züge entbehrten einer gewissen Schönheit nicht, aber man konnte doch kein Zutrauen zu ihm fassen, denn aus den dunkeln, tief im Kopfe liegenden Augen schossen fortwährend glühende Blitze hervor und in den Mundwinkeln offenbarte sich ein hämischer Zug, der über das ganze Gesicht einen Schimmer von boshafter Kühnheit und Gewaltthätigkeit verbreitete.

In die mittelalterliche Haustracht gekleidet, schritt er mit verschränkten Armen in dem Gemache auf und nieder. Offenbar war er nicht heiter gestimmt, sondern wurde von beunruhigenden Gedanken gequält. Zuweilen reckte er sich unmuthig, wie wenn das Gemach und die kleine Burg zu enge für ihn seien.

„Zum Teufel," murmelte er, „ich sitze hier, wie eine Maus in ihrem Loche und kann mich nicht rühren und regen, bin überall eingeschnürt und stoße rückwärts und vorwärts an fremdes Eigenthum, und zudem gehört dieses Eulennest, wo ich ohne Weib und Kind mit rohen Schloßknechten leben muß, nicht einmal ganz unumschränkt mir, sondern ich trage es zu Lehen. Das mag der Satan länger aushalten; ich aber bin dieser Zwangsjacke herzlich satt."

Energisch mit dem Fuße auf die dicken, eichenen Holzbohlen stampfend, verließ er das Gemach und betrat den vorerwähnten Balkon, von dem er in das tief zu seinen Füßen liegende Thal der schwarzen Ernz schauen konnte. Das Wasser drängte sich schäumend und rauschend zwischen den Felsen hindurch und blitzte hier und dort durch Gras, Schilf und Gestein in der brennenden Sonne. Wohin er aber auch schaute, sowohl in das Thal, als in den Wald und die sonstige Umgebung, überall trug die Gegend einen wilden, unheimlichen

Charakter, und es würde selbst einem Bessern, als dem wilden Heringer schwer gefallen sein, hier milde Gefühle zu pflegen.

Sein Blick fiel auf ein Dorf und einige Weiler im Müllerthale, die eben nicht von großer Wohlhabenheit zeugten.

„Das ist die ganze Bescheerung, die mir das Glück gebracht hat," murmelte er, „und dazu trage ich dieses armselige Besitzthum noch als Lehen. In meinen Fäusten sitzt Kraft, ein Fürstenthum zu regieren, in meinem Kopfe ist Witz genug, der Erste des Landes zu sein, und ich muß hier in Armuth und Vergessenheit zwischen ein paar Troßbuben wohnen. Das kann nicht länger angehen; mein Gebiet muß sich erweitern. Die Herren von der Fels haben zu viel; sie besitzen weite Landstrecken, von denen sie Vieles entbehren könnten, aber sie sind eifersüchtig auf den weiten Kreis ihrer Lande und gönnen mir nicht einmal das armselige Haus, welches ich auf ihrem Boden aufgeführt habe."

Je länger er über die ungleiche Vertheilung der Macht und der Glücksgüter nachdachte, desto grimmiger wurde er und seine gewaltige Faust ballte sich.

Während er dieses Zwiegespräch mit sich selbst hielt und sich immer tiefer in den Zorn hineinredete, beendigte Klaus seinen Schlaf, ließ sich von seiner Grete einen Imbiß geben und machte sich dann auf den Weg nach Heringen.

Derselbe führte durch das wildromantische Müllerthal, dessen gefürchtete Einsamkeit nur selten von einem Holzknechte oder einem Bäuerlein aus der Umgegend gestört wurde. Voll von Plänen und Gedanken schlich der listige Fuchs durch das Gehölz und erreichte nach einem anstrengenden Marsche eine Mühle, deren Geklapper sich in der einsamen Umgebung ganz freundlich und einladend anhörte. Vor dem, vom Alter tiefbraun gewordenen großen Wasserrade blieb er stehen und schaute sich die romantische Umgebung an. Ein Arm der schwarzen Ernz mündete oben in eine mit dichtem Schilf umwachsene

Klause, und dort sammelte sich das Wasser zu einem großen Teiche an, so daß der Müller selbst in der trockensten Jahreszeit nicht in Verlegenheit kam. Aus der Klause ergoß sich das Wasser in einen langen hölzernen Kanal und konnte durch ein Schütt geregelt werden, so daß sich nach Belieben des Müllers viel oder wenig Wasser auf das Rad ergoß. Aus dem Holzkanale stürzte es in die kastenartigen Vertiefungen des großen Rades, setzte dieses in Bewegung und stob dann, zu milchweißem Schaume gepeitscht, in den Mühlgraben, der es unten in der Wiese wieder in die Ernz leitete. Klaus blieb stehen, schaute dem Spiele des Wassers zu, ließ sein Auge über die blühenden, süßduftenden Flieder schweifen und horchte auf den Gesang der Vögel, denn trotz seines hinterlistigen Charakters hatte er ein offenes Auge für die Natur und liebte es, die anziehenden Bilder derselben in seine Gesänge zu verweben.

Dem Bache folgend, sah er dem Spiele der Forellen zu und machte seine Späße mit den Knaben, welche unter den Steinen nach Krebsen suchten. Jetzt gelangte er an die Schmiede des Meisters Amelung, welcher an der Esse stand und mit seinen reckenhaften Gesellen Schwerter schmiedete. Die Werkstätte gefiel ihm, besonders die sprühenden Funken und der pustende Blasebalg. An den schwarzberußten Wänden hingen Cuirasse, Schilder, Helme, Streithämmer, Ketten, Hellebarden, Morgensterne und Waffen aller Art. Meister Amelung war nämlich ein geschickter Waffenschmied, und die Ritter aus der ganzen Umgegend ließen bei ihm ihre schadhaften Rüstungen und Waffen ausbessern und neue anfertigen.

Klaus stellte sich in die offene Thüre und hörte dem Tacte der Hammerschläge zu. Das prächtige Bild mit den schwarzberußten Schmiedgesellen paßte so recht in seine Gesänge.

Beim Fortgehen murmelte er: „Alles wackere Kerle und baumstark, aber leider sind ihrer zu wenige. Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath!“

Jetzt hatte er den Fuß des Berges, auf dem die

Burg Heringen stand, erreicht. Es war ein mühsames Stückchen Arbeit, da hinaufzuklettern, denn die Sonne brannte heiß und der Pfad war sehr steil; aber er suchte sich den Weg durch allerlei Betrachtungen zu verkürzen und kam endlich am Wallgraben an. Der Thorwärter hatte strenge Weisungen, niemals und zu keiner Stunde Jemanden einzulassen. Allemal sollte es vorher dem Burgherrn gemeldet werden.

Bei Klaus wäre nun wohl eine Ausnahme zulässig gewesen, denn er war die rechte Hand seines Herrn und wurde vielfach zu heimlichen Botengängen benutzt, aber der Heringer war ein mißtrauischer Mensch, der seinem eigenen Vater nicht getraut hätte. Als der Thorwart des Sängers ansichtig wurde, stieß er laut in's Horn.

Heringer trat auf den Balkon hinaus und fragte, was es gäbe.

„Klaus ist da und begehrt Einlaß," antwortete der Thorwächter.

„Ist er allein?"

„Ganz allein."

„Dann mag er kommen!"

Die Fallbrücke rasselte nieder, und der Sänger schritt über dieselbe durch das Thor in den engen Schloßhof. Hier stürzten ihm mit wüthendem Gebell ein paar riesige Rüden entgegen, die nicht übel Lust zu haben schienen, ihn in Fetzen zu reißen; aber sobald sie den Sänger erkannten, wedelten sie mit den Schweifen, knurrten vor Vergnügen, bogen den Rücken und die Zunge und sprangen belfernd an ihm hinauf.

Vor einer niedrigen Thüre, die über und über mit eisernen Klammern, Ringen, Nägeln und Sternen beschlagen war, blieb er stehen und die Rüden kündigten ihn durch ihr Geheul an.

Der Ritter von Heringen öffnete die Thüre und hieß den Sänger eintreten, aber als er die goldene Kette an seinem Halse sah, zog er die Brauen zusammen und sprach: „Du trägst Gold und prunkst damit auf offener Straße. Stehst Du noch in eines andern Herrn Sold, als in dem meinigen?"

„Das soll niemals geschehen, gnädiger Herr, so lange an der Burg Heringen noch ein Stein auf dem andern ist."

„Und wie kommst Du an die Kette?"

„Durch meine Gesangeskunst, gnädiger Herr!"

„Durch Dein Rabengekrächze?" fragte Heringer spöttisch. „Wer in aller Welt kann einen so schlechten Geschmack haben, Dich dafür so königlich zu beschenken?"

„Niemand Geringerer, als der Bannerherr von Luxemburg."

„Ludolf von der Fels?" schrie Heringer; „ich will nicht hoffen, daß Du Dich von seinem Reichthum blenden lässest."

„Fürchtet nichts, gnädiger Herr, Klaus, der Sänger, liebt allerdings das Gold und den Wein, aber für alle Goldberge und alle Weinfässer der Welt begeht er keinen Verrath an seinem Herrn; vielmehr liegt er für denselben, wie es unter uns ausgemacht ist, Tag und Nacht auf der Lauer. Wenn auf der Homburg eine Fliege summt, tönt es auf Heringen wieder. Und so soll es bleiben. Beneidet mir die Kette nicht; ich habe sie sauer genug verdient und meine Zeit auf der Homburg wohl ausgenützt. Mit List und Schlauheit habe ich mich in das Vertrauen vieler Personen geschlichen und für künftige Zeit einen Stein im Brette gewonnen. Die Tölpel hatten den Fuchs im Loche und merkten es nicht. Der Thorwart ging zuerst in die Schlinge, und er wartet bereits mit Sehnsucht auf die Stunde, in welcher er Burgvoigt von Heringen wird. Ihr seid ihm so geschildert, daß er in seiner Gier nach Geld seinen Herrn gerne wechseln und an dem alten jeden Verrath üben wird. Auch habe ich meine Zeit wohl benutzt, um die Burg auszukundschaften, und ich wäre im Stande, zu geeigneter Stunde mit einem Häuflein kecker Gesellen die sämmtlichen Wachen umzubringen, ohne daß sich in der Doppelburg eine Maus regte."

Heringer lächelte boshaft, und es zuckte ihm ordentlich in den Fingern, sogleich mit seinen Schnapphähnen

hinüberzuziehen; aber sein Gesicht nahm bald wieder einen strengen Zug an.

„Du bist nicht allein ein schlechter Sänger, sondern auch ein Schwätzer," sagte er. „Die beiden Burgen können von dem kleinsten Häuflein gegen einen zehnfach überlegenen Feind gehalten werden, und gesetzt den Fall, es gelänge uns wirklich, mit einem Handstreiche Herr derselben zu werden, was würde es nützen? Morgen schon zögen in Schaaren die Freunde zu und würfen uns wieder hinaus. Nein, um dort dauernden Fuß zu fassen, muß ihre Macht kleiner und die meine größer werden."

„Euere Macht größer und die ihrige kleiner, Herr? Das Umgekehrte wird der Fall sein, wenigstens vorläufig, gnädiger Herr, denn gestern hat der Bannerherr seine Schwester Margaretha mit Hans von Weiler verlobt."

„Tod und Teufel, das fehlte noch," schrie Heringer. „Wenn sich Weiler und die Felser zusammenthun, so kann sie selbst der Herzog nicht mehr bezwingen. Ist es aber auch sicher, daß diese Verlobung stattgefunden hat?"

„Es ist in meiner Gegenwart geschehen, gnädiger Herr. Getreu Euerm Befehle nachkommend, stieg ich zur Burg hinauf, um mich auf die Spionage zu legen, und da kam ich mitten in das Fest hinein. Der Adel aus der ganzen Umgegend war dabei, und es herrschte eine, die Augen blendende Pracht."

Der Heringer zitterte vor Wuth und stampfte den Boden mit seinen schweren Reiterstiefeln. „Nimmer soll diese Heirath vor sich gehen," schrie er. „Wenn es zum Aeußersten käme, würde ich dem Junker oder dem Fräulein noch vor dem Altare mein Schwert durch die Brust rennen. Aber wir werden keine Gewalt, sondern List anwenden und doch diese Heirath verhindern."

Der Zorn des Heringer's äußerte sich in einer so furchtbaren und wilden Art, daß selbst Klaus, der doch sonst nicht so leicht ängstlich wurde, erschrocken zusammenfuhr.

„Klaus," rief der gewaltthätige Mann, „ich sage Dir noch einmal, diese Heirath soll nimmer stattfinden und kostete es mein Leben. Du wirst auf der Lauer liegen und wachen, daß sie uns nicht zu frühe über den Hals kommt. Ich mache Dich dafür verantwortlich, daß von heute ab nichts Wichtiges auf der Burg meines Feindes vorgeht, ohne daß ich Kenntniß davon bekomme."

„Gnädiger Herr," antwortete Klaus, indem er sich tief verneigte, „Ihr wißt, daß Euch mein Gut und Blut gehört, aber allwissend bin ich nicht, und es könnte sich am Ende doch leicht ereignen, daß auf der Homburg Etwas vorginge, wovon ich trotz meines Spürtalentes nichts erführe."

Der Heringer sah ihn mit einem vernichtenden Blicke an; sein Gesicht röthete sich vor Zorn, und indem er mit den schweren Schuhen auf den Boden stampfte, sagte er mit einem dumpfen, Unheil verkündenden Tone:

„Komme ich durch Deine Nachlässigkeit zu Schaden, so magst Du Deinen Kopf wahren, denn er ist keine Sekunde sicher auf Deinem Rumpfe. Diese Heirath muß um jeden Preis verhindert werden. Dieses ist jetzt mein nächstes und vielleicht mein einziges Ziel. Nun geh' und warte Deines Amtes!"

Klaus war ganz kleinlaut geworden. Auf dem Fuße sich umwendend, verließ er die Burg. Draußen blieb er stehen, schaute über das wilde Thal der schwarzen Ernz und murmelte: „Glaub's schon, daß es ihm hier zu enge wird, aber warum läßt er's seinem besten Freund und treuesten Hintersassen entgelten? Hm, wenn ich jetzt zu den Herren von der Fels ginge und ihnen sagte: „Seid auf Euerer Hut, denn so und so stehen die Sachen, was würden sie thun? Sie würden nicht drohen und schelten, sondern mich mit offenen Armen aufnehmen und gegen die Wuth des Heringer schützen."

Einen Augenblick hing er diesem Gedanken mit Behagen nach; dann aber schlug er ein helles Lachen an und sprach zu sich selbst: „Das fehlte mir noch, mich in ihre fromme Sippe hineinzuschmuggeln."

Pfeifend eilte er den Berg hinab und verlor sich in den Waldungen.

Der Ritter hatte sich von seinem Zorne noch nicht erholt. „Ich werde den Hans von Weiler an dieser Heirath verhindern," sprach er nochmals. „Todt oder lebendig soll er in meine Hände fallen. Margaretha muß als Jungfrau ihre Tage beschließen, denn ich kann eine solche Verschwägerung nicht brauchen, sie paßt nicht in meine Pläne. Ehe zehn Jahre vergehen, soll von diesem Geschlechte kein Glied mehr übrig sein, und der Herr von Heringen wird auch Gebieter auf den Gütern der von der Fels sein."

„Konrad," rief er einem der im Vorzimmer weilenden Knappen zu, „steige mit mir in die Waffenkammer."

Der Knappe warf das Schwert, welches er eben von Rostflecken säuberte, auf einen Tisch und folgte seinem Herrn die steinerne Wendeltreppe hinauf. Oben traten sie in ein ziemlich geräumiges Gewölbe, in welchem die zur Burg gehörigen Rüststücke aufbewahrt wurden. An der Wand hingen einige Harnische, eiserne Drahthemden, Blechhauben, Bögen, Lanzen, Spieße, Schwerter und Helme.

Sein mißmuthiger Blick flog darüber hin, und mit dem Kopfe schüttelnd, murmelte er: „Es ist wahrhaftig kaum ein einziges Stück dabei, womit man anständig auf einem Turnier erscheinen kann. Dazu ist das Zeug verrostet und an vielen Stellen beschädigt.

„Konrad," donnerte er den Pagen an, „Du verdienst den Galgen, daß hier Alles so vernachlässigt ist. Wenn uns jetzt ein Feind überrumpelte, so wären wir wahrhaftig nicht im Stande, uns zu wehren."

Der Knappe erwiederte: „Der gestrenge Herr wird sich erinnern, daß ich niemals meinen Fuß in die Waffenkammer setzen durfte; ich war deßhalb auch nicht in der Lage, Etwas für die Besorgung der Waffen zu thun. Was unten ist, sieht gut aus und ist brauchbar. Wenn Euer Gnaden aber glauben, daß ich für die Burg von keinem Werthe bin, so will ich gehen und mir einen andern Ritter suchen."

Heringer konnte keinen Widerspruch ertragen, aber dem Konrad sah er zuweilen durch die Finger, weil er ein tapferer und ihm treu ergebener Haudegen war.

Seinen Zorn bemeisternd, gab er zur Antwort: „Du bist kurz angebunden, aber ich will es Dir nicht anrechnen. Sorge nur, daß Alles in guten Stand gesetzt wird. Amelung, der Schmied, soll von morgen ab nur für uns arbeiten und keine fremden Sachen mehr annehmen. Mögen die Ritter sich einen eigenen Waffenschmied anschaffen. Wir wären Narren, wenn wir ihnen noch länger in die Hände arbeiten wollten. Nimm alles Schadhafte herab und bringe es mit den Knechten in die Schmiede."

„Soll geschehen, gnädiger Herr, und ich hoffe, daß Sie in der Zukunft nicht mehr über Nachlässigkeit zu klagen haben."

Der Ritter begab sich aus der Waffenkammer in den Pferdestall, hielt auch hier eine genaue Inspection und fand Vieles auszusetzen. Dann unterwarf er auch die Mauern einer Besichtigung. Mit diesen war er wohl zufrieden, denn kein Steinchen und kein Stückchen Mörtel hatte sich gelöst.

In seinem Gesichte prägte sich jetzt ein Zug fester Entschlossenheit aus, und er wollte keine Stunde vergehen lassen, ohne einen Anfang zu machen.

Rasch wandte er sich wieder gegen das Thor, wo der Pferdestall lag. Hier standen ein halbes Dutzend Gäule an den Krippen, die sich an dem nicht allzu reichlich gestreuten Hafer gut thaten. „Es müßten ihrer ein paar hundert sein," murmelte Heringer, indem er sich einem kräftigen Rappen näherte, der ihn bei seinen Ausflügen zu tragen pflegte.

Der Stallknecht sprang sogleich herbei und sattelte ihn. Der Ritter schwang sich hinauf und ritt den Berg hinab. Am Fuße desselben angekommen, schlug er die Richtung ein, welche von den Besitzthümern der Herren von der Fels hinwegführte. Bald gelangte er in eine gänzlich unwegsame Gegend, wo nur einzeln zerstreute Hütten von Hörigen und Hintersassen lagen, die seinen

wenig mächtigen Nachbarn gehörten. Die Burgen dieser kleinen Dynasten, die nicht viel mehr waren, als große Bauern, erhoben sich auf bewaldeten Hügeln und festen Felskämmen.

Seinem Rappen die Sporen gebend, sprengte er eine Anhöhe hinauf, auf welcher eine kleine Burg lag. Auf dem Plateau angekommen, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren, denn die Burg, welche ursprünglich so wohl befestigt gewesen, daß sie einen tüchtigen Angriff aushalten konnte, war unverzeihlich vernachlässigt. Aus den Mauern waren Steine herausgefallen, die Zinnen des runden Thurmes waren mit Gras bewachsen, der Wassergraben mit Schlamm gefüllt, die Zugbrücke schien seit Jahren nicht mehr aufgezogen gewesen, denn die Balken derselben waren in den Boden gesunken und an verschiedenen Stellen angefault. Auch kein Thorwart war vorhanden, und er konnte unangehalten hinüberreiten.

Auf dem Schloßhofe waren einige Mägde mit Waschen beschäftigt, aber weder Knappen noch Söldner waren zu sehen; selbst die Knechte waren abwesend. Das Erscheinen des Ritters auf dem Burghofe rief unter den Mägden eine gewaltige Aufregung hervor. Scheu wichen sie zur Seite und liefen dann mit ängstlicher Hast in die Burg.

„Was giebt's?" fragte der Burgherr, welcher beim Feuer saß und in den Kohlen umherstocherte.

Es blieb ihnen keine Zeit zum Antworten, denn ihnen auf dem Fuße folgte der Heringer.

Der Burgherr war nicht wenig erschrocken, den als gewaltthätig bekannten Nachbarn in seinen Mauern zu sehen. Zitternd erhob er sich und schaute durch das Fenster auf den Hof, den er schon von Soldknechten erfüllt glaubte.

„Fürchtet nichts," sagte Heringer mit einem höhnischen Lächeln, „ich bin nicht gekommen, um Euch zu schaden, sondern um Euch zu nützen. Gewährt mir ein Stündchen Unterhaltung ohne Zeugen, und Ihr werdet sehen, daß ich es wohl mit Euch meine."

Der Burgherr schaute ihn mit einem mißtrauischen Blicke an, aber er hielt es doch für gerathen, ihm die Unterhaltung zu gewähren.

„Kommt mit mir in die Stube," sagte er und öffnete eine Thüre, die in ein kleines Gemach führte, wo die Burgfrau am Spinnrade saß. Die gute Frau erbleichte, als sie des Ritters ansichtig wurde und erhob sich ängstlich von ihrer Arbeit.

„Laß uns eine Weile allein," sagte der Burgherr, „denn ich habe mit dem Ritter von Heringen zu sprechen."

Als sie sich entfernt hatte, hob Heringer an: „Lieber Nachbar, ich bin in hohem Grade erstaunt, zu sehen, wie sträflich Ihr Euere Burg vernachlässigt. Wenn es einem Feinde einfiele, Euch zu überfallen, so wäret Ihr nicht im Stande, Euch eine Stunde zu wehren."

„Aber," antwortete der Burgherr stotternd, „ich habe keinen Feind, und es fällt Niemanden ein, mir etwas Uebles zuzufügen."

Der Heringer lachte laut auf und entgegnete: „Ihr wohnt doch aus keinem andern Grunde auf einer festen Burg, als um im Falle der Noth geschützt zu sein."

„Schon richtig, Herr Nachbar, aber Noth ist nicht vorhanden, und wenn sie eintritt, läßt sich ja noch immer sorgen."

„So denkt Ihr und Euere Nachbarn, aber es ist eine verkehrte Rechnung. Wer Euch Etwas anhaben will, der hat Euch allesammt in zwei Tagen im Sacke. Sagt mir doch, wie viel Streitrosse habt Ihr, wie viel Panzer, Helme, Schwerter, Streitäxte, Armbrüste und dergleichen?"

Der friedliche Rittersmann mußte bekennen, daß er von alledem eigentlich gar nichts besitze, sondern nur mit den Geräthschaften des Ackerbaues versehen sei.

Nachdem der Heringer ihm deutlich zum Bewußtsein gebracht hatte, daß er sich im Zustande der äußersten Verlassenheit befand, ging er einen Schritt weiter und sprach: „Es ist eine recht traurige Erscheinung, daß Ihr kleinen Dynasten Euch so ganz und gar auf die

Friedensliebe der Großen verlaßt. Ihr seht nicht, daß wirklich Gefahr im Verzuge ist."

Der Burgherr entfärbte sich und fragte: „Ist denn Jemand da, der die Hand nach meinem Besitzthume ausstreckt?"

„Augenblicklich gerade nicht, aber die Zeit ist auch nicht mehr fern. Wie Ihr wißt, sind die Herren von der Fels schon jetzt so mächtig, daß sie in weiter Runde Gesetze vorschreiben können. Wenn sie dieses auch nicht geradezu thun, so können wir doch Alle den Einfluß ihrer Macht spüren, denn, was sie vorschlagen, das findet nicht allein bei den Rittern, sondern auch beim Landesherrn Gehör. Mit einem Worte, sie sind die Herren und wir die Knechte. Was mich persönlich angeht, so kann ich ein Stückchen davon erzählen, welche Uebergriffe sie sich erlauben. Auf ihre Macht pochend, erlauben sie sich, in meinem Gebiete befehlen zu wollen; aber ich bin nicht der Mann, der sich solche Behandlung gefallen läßt, denn ich habe, Gott sei Dank, gelernt, mit meinem Schwerte umzugehen. Das kommt Euch auch zu Gute, denn gelänge es ihnen, mich zu bewältigen, so würden die Uebrigen leicht verspeist sein."

Dem Burgherrn wurde die Sache, wie man in seinem Gesichte lesen konnte, nun doch ein wenig bedenklich.

„Es kommt nun noch ein neuer Grund der Besorgniß hinzu," fuhr Heringer fort; „wie mir aus sicherer Quelle mitgetheilt worden ist, wird Hans von Weiler sich mit Margaretha von der Fels vermählen. Geschieht dieses, so sind wir erst recht verkauft und verrathen, denn der Doppelmacht kann kein Einzelner widerstehen. Der alte Weiler war ein Raufbold ersten Grades, und seine Güter sind zum größten Theile von den schwachen Nachbarn zusammengeraubt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und wenn Hans einmal fest im Sattel sitzt, dann wird er die Gelüste seines Vaters, die ihm schon jetzt im Fleische und Blute sitzen, nicht länger unterdrücken, sondern sich an fremdem Gute mästen."

„Aber was ist denn da zu thun," fragte der Burgherr, indem er sich verlegen am Kopfe kratzte.

„Nun, das ist nicht schwer zu errathen, mein lieber Nachbar, wenn Einer allein angefallen wird, so unterliegt er leicht, wenn ihm aber ein Zweiter zu Hülfe kommt, so wird die Arbeit schon schwieriger; ein Dritter und ein Vierter vermehren das Gegengewicht. Meine Meinung ist also, daß wir Kleinen uns alle zusammenthun, und ganz in der Stille einen Bund bilden, damit wir in der Stunde der Gefahr gerüstet sind. Es muß natürlich ein Kopf da sein, der die Arme der Verbündeten lenkt. Mir, der ich den Gewaltigen zunächst wohne, liegt am meisten daran, daß wir unbehelligt bleiben. Zu meinem größern Eifer gesellt sich auch die größere Macht, und so ist es natürlich, daß ich zum Haupte dieser unumgänglich nothwendigen Vereinigung ernannt werde."

Der Burgherr war nun vollständig überzeugt, daß er nur unter dem Schutze des Heringer im Stande sein werde, sein Eigenthum zu schützen.

„Und was hätte ich nun zu thun?" fragte er.

„Vor der Hand nichts Anderes, als ein Schutz- und Trutzbündniß mit mir zu schließen. Dazu gehört das feierliche mündliche und schriftliche Versprechen, daß wir einander mit Gut und Blut beistehen, wenn uns von irgend einer Seite Gewalt angethan wird oder droht. Ihr müßt in dem Schriftstücke versprechen, daß Ihr mich als den Leiter des Angriffs und der Vertheidigung anerkennt, daß Ihr meinem Rufe mit Euern Knechten Folge leistet, und daß mir Euere Burg ein Offenhaus sei, das heißt, daß ich jederzeit, wenn es nothwendig wird, mit meinen Mannen hineinziehen darf. Dagegen werde ich versprechen, Euch zu vertheidigen, wenn Ihr angegriffen werdet."

Dem Burgherrn leuchtete der Vortheil eines solchen Bündnisses ein, und er war bereit, den Vertrag zu unterzeichnen.

„Frische, Fische, gute Fische," sagte Heringer, „schmieden wir das Eisen, so lange es heiß ist. Ich

werde in Euerer Gegenwart den Vertrag aufsetzen, und dann kann er sogleich vollzogen werden."

Es war in damaliger Zeit eine Seltenheit, daß ein Ritter sich auf das Lesen und Schreiben verstand, der Heringer aber war in diesen Künsten wohl erfahren und gewöhnlich mit Pergament, Dinte und Feder versehen. Auch jetzt hatte er das Nothwendige bei sich, und er machte sich sogleich an die Arbeit. Der Burgherr schaute ihm mit einer wahren Andacht zu, denn da in der Regel nur die Mönche und Burggeistlichen zu schreiben verstanden, so kam ihm der Ritter wie ein Glied der Kirche vor. Unbedenklich setzte er sein dickes Kreuz unter die Schrift und sprach: „Es ist eigentlich ganz überflüssig, denn was ich einmal versprochen habe, das halte ich auch, mag es kommen, wie es will."

Während die Schrift trocknete, sprach der Heringer: „Unser Abkommen, sowie der ganze Bund muß einstweilen geheim gehalten werden, denn es taugt nicht, wenn man die Mächtigen reizt und herausfordert; aber wir dürfen keine Zeit verlieren, auch die andern Nachbarn für uns zu gewinnen, und mir däucht, daß es am besten gethan ist, wenn Ihr den Uebrigen im Stillen begreiflich macht, wie nothwendig ein Zusammenhalten ist. Vor und nach müßt Ihr sie Alle gewinnen."

„Ich werde mich sogleich auf meinen Klepper setzen und einen Rundritt halten," entgegnete der Burgherr.

„Das ist nicht der richtige Weg, mein Freund; wenn man eine wichtige Sache zu einem guten Ende führen will, so muß man sie nicht gleich an die große Glocke hängen. Es ist genug, wenn Ihr heute einen Einzigen gewinnt und die Andern noch in Ruhe läßt. Seid Ihr so weit, daß Ihr seiner sicher seid, so kommt Ihr zu mir, und wir nehmen ihn dann gemeinsam in unsern Bund auf."

Dem Burgherrn schmeichelte es nicht wenig, daß er ein Wort mitzusprechen haben sollte, und er versprach, sich in allen Dingen der bessern Einsicht des Heringer zu fügen.

Wohl zufrieden mit dem guten Anfange begab sich der Ritter auf den Heimweg und überlegte, welche Listen und Tücken er anwenden wolle, um alle die kleinen Dynasten unter seinem Hute zu sammeln. War er einmal so weit gekommen, so sollte es ihm nicht schwer werden, sie nach Wunsch zu gebrauchen und bei passender Gelegenheit den Einen nach dem Andern zu verspeisen.

V.

Acht Tage später saß Klaus vor der Thüre seines Hauses und spielte auf seiner Zither; da hörte er in der Ferne den Hufschlag eines Pferdes. Sein Instrument hinweglegend, beschattete er die Augen mit der Hand und schaute der Straße nach. Bald wurde er eines Reiters ansichtig.

„Hm," sagte er, „der trägt die Felser Livre; wohin mag er so eilig wollen? Es ist doch kein Krieg um die Wege? Ah bah, Krieg, die Felser rühren Niemanden an, der sie nicht vorher gestoßen: — Meiner Six, es ist der Knappe Görg. Jetzt biegt er von der Landstraße ab und sprengt auf mein Haus zu. Ich bin doch begierig, zu erfahren, was für Botschaft er zu bringen hat. Wahrscheinlich ist wieder ein Familienfest, und ich soll mir zum zweitenmale eine goldene Kette verdienen. Nur zu, in meiner Zither sitzen noch Kleinodien die Menge, und wer die Goldfüchse dazu hat, der kann sie herausziehen und dem Sänger zustellen."

Görg hatte unterdessen das Haus erreicht, sprang vom Pferde und rief dem Sänger einen „guten Morgen" zu.

„He, Grete," schrie Klaus, „bringe eine Kanne Wein; mein guter Freund Görg ist gekommen."

„Erst das Geschäft," sprach Görg, „dann einen ehrlichen Trunk. Höre meine Botschaft: Der Bannerherr von Luxemburg, Herr Ludolf von der Fels, entsendet mich an den Sänger Klaus und läßt ihm sagen, daß er es nicht länger dulden darf —"

„He, das fängt bös an," warf Klaus ein.

„Mein Herr," fuhr Görg fort, „darf und will es nicht länger dulden, daß der Hintersasse eines Andern auf seinem Grund und Boden wohnt. Er läßt Dir also befehlen, Steuern und Abgaben an ihn zu entrichten und Dich somit selbst als seinen Hintersassen zu erklären oder von dannen zu gehen und Dich aus seinen Grenzen zu entfernen."

Klaus war über diese Aufforderung ein wenig betreten, aber er wußte sich zu helfen. „Mein Freund Görg," sprach er, „Du weißt, daß ich am liebsten in den Diensten des Bannerherrn stände, aber ich bin ein schwacher Mensch ohne eigenen Willen. Mit dem Heringer aus dem Thüringerlande hieher gekommen und ihm unterthan, hat er mir dieses Haus gebaut und mir befohlen, in demselben zu wohnen. Wenn ich mich nun freiwillig zum Dienstmanne der Herren von der Fels machte, so wäre ich keinen Augenblick meines Lebens sicher. Mein Herr würde mich ohne Zweifel tödten lassen. Verstehe mich wohl; wenn ich mich weigere, die Abgaben zu erlegen, so geschieht das wahrlich nicht aus bösem Willen, denn ich liebe den Bannerherrn und hasse den Heringer; aber was kann ich machen? Ich stehe zwischen zwei Feuern, und ob ich mich rechts oder links wende, ich werde in beiden Fällen verbrannt."

„Diese Antwort hat der Bannerherr erwartet," antwortete der Knappe; „obschon er von Deiner Anhänglichkeit überzeugt ist, so weiß er doch wohl, daß es Dir schwer fällt, Dich zu entscheiden. Darum habe ich den Auftrag, von hier nach der Burg Heringen zu reiten."

„Thue das, mein Freund," entgegnete Klaus, „aber laß mich vorher zu ihm gehen und ihm in's Gewissen reden."

„Mit Nichten, Klaus; ich habe den Auftrag, von Mund zu Mund mit ihm zu reden. Nun laß den Trunk kommen, denn meine Zunge klebt am Gaumen."

Grete brachte eine Kanne Wein, die der Knappe an den Mund setzte und einen so herzhaften Zug that, daß die Hälfte in seiner weiten Kehle verschwand. Nachdem

er mit einem zweiten Zuge den Rest zu sich genommen, schwang er sich wieder auf sein Pferd.

„Wenn Du zurückkommst, bitte ich vorzusprechen," sagte Klaus, „damit ich weiß, wie ich mich dem Heringer gegenüber zu verhalten habe."

Görg nickte, setzte dem Pferde die Sporen in die Seiten und sprengte von dannen. Nicht weit vom Hause des Klaus ritt er über die Grenze von seiner Herren Gebiet. Sobald er dieselbe überschritten hatte, nahm er die quer über dem Pferde liegende Lanze und band an die Spitze desselben ein weißes Fähnlein.

„Nun kann der Heringer schon von Weitem sehen, daß ich als Herold komme," sagte er. „Ich bin nun begierig, wie er mich aufnehmen wird. Hoffentlich wird ihm die Nuß ein wenig zu hart vorkommen, um sie gleich aufzuknacken."

Bis an den Fuß des Berges ritt er in gestrecktem Galopp, dann ließ er das Thier, um es nicht allzu sehr anzustrengen, im Schritt gehen.

Der Ritter von Heringen stand um diese Zeit auf dem Balkone seiner Burg und schaute in das Müllerthal hinab. Da gewahrte er den Knappen mit dem Fähnlein.

„So wahr ich lebe," sagte er, „das ist ein Herold von denen von der Fels! Was für Botschaft mag derselbe bringen? Eine gute sicherlich nicht, denn diese Herren haben in ihrem Stolze ja niemals mit mir verkehren wollen. Wäre ich nur jetzt mit meiner Verbindung weiter gekommen; vielleicht könnte ich ihnen schon jetzt die Spitze bieten!"

Als der Herold immer höher kam und sich der Burg näherte, zog er sich in das Gemach zurück, denn er wollte nicht gesehen werden.

Görgs Falkenauge hatte ihn aber doch bemerkt. „Der Schelm," sprach er lächelnd, „er will sich den Anschein geben, als sei er unvorbereitet, und doch wette ich hundert gegen eins, daß er jetzt über den Grund meines Kommens nachgrübelt und sich schon eine Antwort zurechtmacht."

Jetzt war er vor dem Thore angekommen, und da die Brücke aufgezogen war, so stieß er in die Tuba (Trompete). Zum ersten- und zweitenmale regte sich Niemand; zum drittenmale aber erschien der Thorwart auf der Höhe des Thurmes und fragte, wer er sei und aus welcher Ursache er in die Trompete stoße.

„Melde Deinem Herrn, es sei ein Herold des Bannerherrn von Luxemburg gekommen, der ihn im Namen seines Herrn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche."

Der Thorwart stieß nun ebenfalls in's Horn. Da erschien Heringer wieder auf dem Balkone und fragte, was der Lärm zu bedeuten habe.

„Ein Herold der Herren von der Fels ist da," gab der Thorwächter zur Antwort, „darf er eintreten?"

„Verbindet ihm die Augen," gab Heringer zur Antwort, „und führet ihn in das Thurmgemach!"

Görg verstand jedes Wort, und da von dem Thurmgemache allerhand grausige Sagen im Volke umherliefen, so gruselte er sich ein wenig; aber er nahm sich bald wieder zusammen. „Einem Herolde ziemt es nicht, Furcht zu empfinden," dachte er, „und er wird ja doch auch nicht so unklug sein, einen Herold anzutasten."

Der Thorwart rief ihm jetzt von oben zu: „Der wohledle und hochachtbare Ritter Hugo von Heringen will sich herablassen, Dich zu empfangen, aber Du mußt Dir gefallen lassen, daß ich Dir die Augen verbinde. Willst Du das?"

„Der Furchtlose geht mit geschlossenen Augen in die Höhle des Tigers," antwortete Görg und sprang aus dem Sattel auf den Boden.

Gleich darauf wurde die Brücke niedergelassen; der Thurmwart und zwei Knappen erschienen mit einem großen Tuche, womit sie ihm die Augen verbanden.

„Gieb mir Deine Hand," sagte der Thurmwart, „damit ich Dich geleite."

In dem kleinen Schloßhofe hatte sich das ganze Burgpersonal versammelt und starrte den Herold mit großen

Augen an, denn es war etwas ganz Ungewöhnliches, einen solchen auf Heringen zu sehen.

Der Ritter hatte sich aus seinem Gemache in den Thurm begeben und wartete hier mit Spannung des Ankommenden. Görg schritt an der Hand seines Führers die enge Thurmtreppe hinan. „Ei," brummte er, „der Ritter hat doch auch Gemächer zu ebener Erde; warum läßt er mich diese enge Hühnerleiter hinansteigen, wo man jeden Augenblick den Hals zu brechen glaubt?"

„Ich kann darüber keine Antwort geben," sprach der Knappe. „Wir sind überhaupt nicht daran gewöhnt, nach dem Grunde zu fragen, sondern gehorchen blindlings. Du wirst wohl thun, unserm Beispiele zu folgen."

Endlich war die oberste Stufe erreicht; der Knappe öffnete die Thüre und hieß ihn eintreten.

„Nimm ihm die Binde ab und warte draußen, bis ich Dich rufe," befahl der Ritter.

Als Görg seine Augen wieder gebrauchen konnte, sah er, daß er sich in einem Gemache befand, welches die ganze Runde des Thurmes einnahm, aber er wußte nicht, daß der Boden beweglich war, und daß der Ritter nur einen Haken zu lösen brauchte, um ihn in die Tiefe und zwischen haarscharfe Messer zu schleudern.

Heringer ging in der That mit dem Gedanken um, ihn auf diese Weise zu tödten, und das war auch der Grund, weßhalb er ihn in dem Thurmgemache empfing. Es zuckte ihm ordentlich in den Fingern, den Haken loszumachen, und ein hämisches Lachen flog über seine boshaften Züge; aber die erste Wuth hatte bald ausgetobt, und nun fand er es doch besser, sich nicht voreilig mit dem Bannerherrn auf den Kriegsfuß zu stellen.

„Ich bin bereit, Dich anzuhören," sprach er.

Görg nahm sein Barret vom Haupte und sprach: „Gestrenger Herr Ritter, Ludolf von der Fels entsendet mich und läßt Euch Folgendes entbieten: Ihr habt auf dem Grunde und Boden meines Herrn Euerem Hintersassen Klaus ein Haus gebaut. Ihr sollt dasselbe entweder wegräumen oder Euern Hintersassen in die Hörigkeit

meines Herrn übergehen lassen, damit er demselben, wie es Recht und Gebrauch ist, Steuern und Abgaben entrichtet. Wollt Ihr das aber nicht, so wird sich mein Herr selber Recht verschaffen und das Haus niederreißen!"

Des Heringers Lippen wurden weiß vor Zorn und seine Hand krampfte sich fest zusammen. „Wahrlich," sprach er mit verbissenem Grimm, „nur Deine Eigenschaft als Herold schützt Dich vor meinem Schwerte. Kehre um und sage Deinem Herrn, daß ich das Haus nicht auf seinem, sondern auf meinem Boden erbaut habe. Gesetzt aber auch den Fall, ich hatte die Grenze unwissender Weise überschritten, so würde ich mich doch niemals so weit demüthigen, seinen Befehlen zu gehorchen."

„Mein Auftrag ist zu Ende," entgegnete Görg; „erlaubt also, daß ich mich entferne."

Heringer rief dem draußen wartenden Knappen und befahl ihm, dem Herolde die Augen wieder zu verhüllen und ihn vor die Brücke zu führen. Er selbst verließ mit zorngeschwollenen Adern das Gemach und begab sich in den Pferdestall.

„Das Bündniß muß rasch zu Stande kommen," brummte er, „denn wenn diese feigen Bauernritter vernehmen, daß der Bannerherr im Begriffe steht, mir Fehde anzusagen, dann ziehen sie sich sicherlich ängstlich zurück."

Dem Görg wurde vor der Brücke das Tuch von den Augen genommen und ihm der Rath ertheilt, nicht länger als nöthig in der Umgegend der Burg zu verweilen, da der Ritter sehr erbost auf ihn sei.

Der Knappe ritt ohne Aufenthalt davon, aber er war noch nicht weit gekommen, als er Hufschlag hinter sich hörte. Rasch wandte er sich um, und da er den Ritter erkannte, so zog er sein Schwert und stellte sich am Wege auf. Heringer aber jagte hohnlachend an ihm vorüber, denn er war nicht gekommen, um dem Knappen Etwas anzuhaben, sondern um zur Besieglung jenes Bündnisses zu seinen Nachbarn zu reiten.

Görg trabte ebenfalls weiter und machte erst Halt, als er bei Klaus angekommen war.

„Nun," fragte dieser, „wie ist die Sache abgelaufen?"

„Wie ich mir's vorher gedacht hatte," antwortete Görg; „der Ritter ist hartnäckig und halsstarrig. Es wird uns deßhalb nichts Anderes übrig bleiben, als Dein Haus niederzureißen."

Der Sänger jubelte innerlich, daß der Tanz, bei dem er im Trüben zu fischen hoffte, sobald losgehen sollte, aber er gab sich äußerlich einen ganz andern Anschein. „Mein lieber Görg," sprach er, „wenn es wirklich dazu kommen sollte, dann bin ich ein geschlagener Mann. Gewinnt mich der Bannerherr oder der Heringer, ich darf niemals einen Fuß auf das Gebiet des Andern setzen, und mit meiner fröhlichen Sangeskunst und den goldenen Ketten ist es ein- für allemal vorbei. Entbiete Deinem Herrn meinen demüthigsten und unterthänigsten Gruß und sage ihm, daß ich im Herzen immer der Seinige sein werde, wenn mich auch das Geschick zwingen sollte, dem Heringer anzugehören."

Eines Abends, als Hans von Weiler seine Braut heimsuchte und die ganze Familie im Rittersaale versammelt war, kam die Sprache auf den Heringer und seine Gewaltthätigkeiten. „Mein lieber Bruder," sprach Kuno, „es laufen wieder Klagen aller Art ein, und der Raubritter ist kühner geworden als je. Mit frecher Miene prahlt er mit seinem Bündnisse und erkühnt sich, zu sagen, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo er den Felsern zeigen werde, daß sie sich nicht mit ihm messen könnten. Wahrlich, mein Bruder, man kann die Langmuth auch zu weit treiben, und mir däucht, daß unsere Ritterehre solchen Schimpf nicht länger verträgt."

Hans von Weiler, der um seine Meinung befragt wurde, gab zur Antwort: „Kuno hat Recht, man muß ihm wenigstens zeigen, daß man ihn nicht fürchtet, denn schon jetzt rümpfen die mächtigsten Nachbarn die Nasen und meinen, wenn es ein so kleiner Dynast wagen dürfe, die Felser zu necken, so würde es wohl einem großen leicht gelingen, sie ganz in die Tasche zu stecken."

„Krieg hat immer viel Elend im Gefolge," sprach Ludolf, „und es leiden nicht zumeist die Schuldigen, sondern die Unschuldigen."

Dieser Meinung waren auch Margaretha und ihre Mutter. In ihrer angebornen Sanftmuth riethen sie von jeder Feindseligkeit ab. Aber Kuno wollte sich noch immer nicht beruhigen.

„Man läßt den Feind wenigstens nicht in seinem eigenen Hause schalten," sagte er; „wir aber dulden ihn in unsern Grenzen. Ich muß deßhalb zum allerwenigsten darauf bestehen, daß das Haus niedergerissen werde."

Da Ludolf sich auch dazu noch nicht recht verstehen wollte, so wurde Kuno zornig, und es war nahe daran, daß sich die beiden Brüder entzweiten. Ludolf gab endlich nach und ertheilte Kuno den Auftrag, das Haus niederzureißen.

Klaus befand sich gerade auf der Burg, und da er hörte, was im Schwange war, so eilte er noch in der Nacht spornstreichs in das Müllerthal und überbrachte die Nachricht seinem Herrn.

Heringer hatte sich schon zu Bette begeben. Wüthend wie ein Stier erhob er sich und schwor, daß er Widerstand entgegensetzen wolle, sollte auch seine Burg dabei in tausend Trümmer gehen.

Als er ausgetobt hatte, erbat sich Klaus das Wort und sprach: „Gestrenger Herr, nehmt es nicht übel, wenn ein niedriger Knecht sich unterfängt, Euch einen Rath zu ertheilen."

„Was für einen Rath hast Du denn, Du rother Kehlenwürger."

„Wie ich dafür halte, einen guten. Ihr sollt Euch nicht allein das Haus abbrechen lassen, sondern auch gelassen dabei stehen und sogar wegen Euerer bisherigen Feindseligkeiten um Verzeihung bitten."

Der Ritter griff ihm mit der Faust in die rothen Haare und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten.

„Halt, halt, nicht solche Liebkosungen," schrie Klaus; „ich bin ja noch nicht zu Ende. Also Ihr sollt um

Verzeihung bitten und nichts dagegen einwenden, wenn ich mich dem Felser zu eigen gebe."

„Und wo sollte das hinauslaufen?" fragte der Ritter verwundert.

„Ich will es Euch sagen: Dem Hans von Weiler habt Ihr den Tod geschworen, aber Ihr werdet seiner nimmer habhaft werden, wenn ich ihn nicht stets umlauere, und das geschieht am leichtesten, wenn ich mein Asyl auf der Homburg habe. Ihr aber, mein lieber Herr, Ihr werdet Euch den Schein geben, als ob alle Feindschaft vergessen sei. Wenn dann Hans von Weiler verschwindet, so wird auf Euch kein Verdacht fallen."

Hugo überlegte die Sache eine Weile, dann sprach er lachend: „Wahrlich, der Teufel würde bei Deinem Tode seinen besten Gehülfen verlieren. Es soll geschehen, wie Du gesagt hast."

Am folgenden Morgen herrschte auf der Homburg eine große Bewegung; Ritter, Knappen und Söldner bereiteten sich auf den Abbruch des Hauses vor, d. h. sie rüsteten sich, als wenn sie zum Kampfe auszögen. Kuno setzte nämlich voraus, der Heringer werde sich dem Abbruche mit Gewalt widersetzen. Dann aber mußte es unfehlbar zum Kampfe kommen.

Nach einiger Zeit war Alles vollendet; Kuno stellte sich an die Spitze des Haufens und eröffnete den Zug. Ihm folgten eine Anzahl geharnischter Ritter. An diese schlossen sich die zu Fuße gehenden Speermänner, die Bogenschützen und die mit Brecheisen versehenen Arbeiter. Zum Schlusse kamen wieder Ritter.

Kuno erreichte mit seinem kleinen Heere das Haus des Sängers und ließ dasselbe von allen Seiten einschließen; aber noch rührten sie keinen Stein an, denn er wollte vor dem Uebergange zu den Feindseligkeiten noch den letzten Versuch machen. Also beorderte er einen der Ritter mit zwei Knappen und befahl ihnen, zu der Burg hinaufzureiten und den Heringer zur Räumung und Uebergabe des Hauses aufzufordern.

Als sie vor das Thor kamen und mit der Tuba das

Zeichen gaben, daß sie mit dem Burgherrn zu sprechen wünschten, steckte der Thorwart den Kopf zum Fenster hinaus und rief: „Der Ritter von Heringen ist nicht zu Hause, aber ich erkläre, daß wir gegen jede Feindseligkeit wohl vorbereitet sind."

Der Herold entgegnete: „Niemand denkt daran, die Burg anzugreifen, doch habe ich eine Botschaft an Deinen Herrn auszurichten, die Du ihm überbringen magst, wenn Du weißt, wo er sich befindet. Dein Herr hat auf dem Grunde und Boden der Felser ein Haus gebaut. Dieses soll niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn er es nicht freiwillig und zwar sogleich an meinen Herrn übergiebt. Damit er Zeit hat, sich zu besinnen, werden wir bis zur Mittagsstunde warten, dann aber mit dem Abbruche beginnen."

Nach diesen Worten wendete er sein Roß und ritt wieder zu seinem Herrn zurück. Die Frist bis zum Mittage wurde getreulich eingehalten, dann aber trat derselbe Ritter vor die Thüre des Hauses und rief mit lauter Stimme: „Klaus, im Namen des Bannerherrn von Luxemburg fordere ich Dich auf, dieses Haus zu verlassen. Geschieht dieses nicht, so werden wir Dich mit Gewalt aus demselben entfernen."

Klaus öffnete die Thüre, erschien auf der Schwelle und sprach: „Indem ich dem edeln Geschlechte derer von der Fels meinen unterthänigen Gruß entbiete, erkläre ich laut und öffentlich, daß ich an den Feindseligkeiten, welche der Ritter von Heringen verübt, keine Schuld trage. Hiemit sage ich mich von dem Heringer los und trete in die Dienste des Bannerherrn; mag er mich als Hintersassen, Hörigen oder Leibeigenen aufnehmen, ich werde ihm treu dienen und mit Gut und Blut sein eigen sein."

Die Mannen erhoben bei dieser Erklärung ein lautes Freudengeschrei, und als Klaus vor Kuno geführt wurde, belobte ihn dieser wegen seines treuen Sinnes und sprach: „Ferne sei es von uns, Dir Fesseln anzulegen. Frei wie bisher, magst Du durch Wald und Au schweifen und auf

unsern Schutz zählen. Willst Du in der Burg wohnen oder mit einem Häuschen im Thale verlieb nehmen? Du hast die freie Wahl."

Klaus verneigte sich und sprach: „So gebt mir das Häuschen, Herr Ritter, aber erlaubt mir auch, daß ich in der Burg verkehren darf."

„Es sei Dir gewährt," antwortete Kuno.

Auf seinen Wink begannen jetzt die Arbeiter, die sämmtlichen Möbel aus dem Hause zu tragen. Als dieses geschehen war und auch Grete sich zu ihrem Manne gesellt hatte, machten sich die Leute an die Arbeit, das Dach abzubrechen; dann schlugen sie die Wände ein, rissen die Mauern zusammen und machten in kurzer Zeit das Haus zu einem Schutthaufen.

Jetzt kam der Ritter von Heringen dahergesprengt und hielt in der Nähe der Hausruine stille. Alle Hände ruhten bei seinem Anblicke, denn man vermuthete, daß er eine Streitmacht hinter sich habe und daß nun der Kampf beginnen werde. Aber gegen alle Erwartung sprang er aus dem Sattel, näherte sich mit heiterer Miene dem Felser und sprach: „Herr Ritter, noch gestern war ich in wilder Wuth über den Schimpf, der mir angethan werden sollte, und ich hatte die Absicht, mich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren; aber einer meiner Hörigen hat mich überzeugt, daß das Haus wirklich auf fremdem Boden steht.

„Es ist gut, daß der Zankapfel hinweggeräumt wird. Hier ist meine Hand, daß ich Euch keine Feindschaft nachtrage, und daß ich ernstlich gewillt bin, gute Nachbarschaft mit Euch zu halten.

„Man verschreit mich als wild und trotzig, und ich bin es in der That, wenn ich glaube, daß mir Unrecht geschieht; aber da ich einen offenen Sinn für das Recht habe, so ist es fern von mir, fremdes Gut zu begehren."

Kuno wollte seinen Ohren nicht trauen; eine solche Nachgiebigkeit hatte er nicht erwartet.

„Herr Ritter," gab er zur Antwort, „ich bin hoch erfreut, daß Ihr zur bessern Einsicht gekommen; hier ist

auch meine Hand als treuer Nachbar. Möge die Freundschaft zum Heile unserer Unterthanen fortdauern! Aber damit kein Anlaß zum Groll übrig bleibe, so frage ich Euch, ob Ihr noch Anspruch auf den Sänger macht."

„Der Sänger mag ziehen oder bleiben," antwortete er lächelnd. „Er bringt mir weder Nutzen noch Schaden. Auch wenn er nicht mehr mein Unterthan ist, werde ich seine Lieder hören können. Und nun lebt wohl, Herr Ritter, und vergeßt nicht, daß Ihr auf Heringen einen Freund habt. Wenn es nicht allzu unbescheiden wäre, dürfte ich mir in dieser Stunde wohl eine Bitte erlauben?"

„Es wird mir Freude machen, sie zu gewähren, wenn es in meiner Macht liegt."

„So hört! Ihr wißt, daß ich aus dem Lande Thüringen hieher gekommen bin. Nun aber rufen mich Familienangelegenheiten in die Heimath, und ich werde mehrere Monate lang ausbleiben. Indessen ist meine Burg verwaist, und es wäre möglich, daß sich ein Nachbar über dieselbe hermachte und sie einnähme. Wenn Euch solche Kunde zukäme, wolltet Ihr die Freundlichkeit haben, mein Eigenthum zu schützen?"

„Geht in Gottesnamen," sprach Kuno; „Niemand soll sich erkühnen, eine Hand daranzulegen, denn die Felser sind mächtig genug, jedem Feinde die Spitze zu bieten."

„Nun, so reise ich im Frieden, und da Eile noth thut, so mache ich mich gleich auf den Weg. Lebt wohl und denkt an Euer Versprechen."

Die Feinde schieden wie gute Freunde, und der langjährige Zwist schien gänzlich gehoben.

Die unerwartete Versöhnung erfüllten die Herzen Aller mit Freuden. Unter muntern Scherzen wurde die Arbeit vollendet, dann lud man die Möbel des Klaus auf Karren und trat den Rückzug an.

Auf Homburg hatte man in nicht geringer Besorgniß geschwebt, weil man einen Kampf für unvermeidlich hielt. Als nun aber die ausgezogene Schaar singend und lachend den Berg heraufzog, da sah man wohl, daß

es zu keinem Scharmützel gekommen. Ludolf war über den friedlichen Ausgang nicht wenig verwundert; aber sowohl er, als Mutter und Schwester waren hoch erfreut.

Klaus richtete sich noch an demselben Tage in seinem Häuslein ein und rieb sich vor Vergnügen, daß das Schelmenstück so wohl gelungen sei, die Hände. Grete hatte allerdings noch einige Bedenken, aber Klaus schlug sie mit der Bemerkung nieder, daß sie jetzt an den vollen Fleischtöpfen der Felser säßen und auf keine Weise Etwas zu fürchten hätten.

Vier Wochen nach diesem Zeitpunkte meldete sich am Thore ein staubbedeckter Knappe, der in die Farben des Heringer gekleidet war. Er brachte von seinem Ritter Grüße aus dem fernen Thüringen und erzählte ein Langes und Breites von dem dortigen Aufenthalte, der sich leider mehr in die Länge ziehen werde, als seinem Herrn lieb sei. Zugleich theilte er auch mit, daß er für die Zeit der Abwesenheit seines Herrn zum Burgvogte von Heringen ernannt sei und sich so lange unter den Schutz der Felser begebe.

VI.

Am Abend desselben Tages sprengte Hans von Weiler den Berg hinauf, um seine Braut zu besuchen. Klaus fand sich bald nachher in dem Gemache ein, wo die Familie zusammen zu sein pflegte, denn die Brautleute liebten seinen Gesang und sein Spiel.

„Morgen geht es zum fröhlichen Jagen," sagte Ludolf; „ich habe einige Ritter aus der Nachbarschaft eingeladen."

„Werden wir Hirsche oder wilde Sauen pirschen?" fragte Hans.

„Nun, wir wollen Jedem sein beliebiges Vergnügen lassen," antwortete Ludolf, „denn es wird die letzte Jagd vor Deiner Hochzeit sein. Margaretha und die Mutter werden uns ebenfalls begleiten und sich mit den Falken vergnügen."

Klaus war dem Anscheine nach ganz in seine Zither

vertieft, aber es entging ihm kein Wort der Unterhaltung. Nach wenigen Minuten kannte er nicht allein das ganze Jagdgebiet, sondern auch die einzelnen Zusammenkunftsplätze. Unwillkürlich griff er stärker in die Saiten und die Freude seines Herzens jauchzte auch in dem Instrumente.

Die Unterhaltung bewegte sich jetzt auf einem andern Gebiete; es wurde von der Vermählung gesprochen, und Ludolf setzte den Hochzeitstag fest.

Als das Abendessen aufgetragen wurde, wandte sich Klaus an den Bannerherrn und sprach: „Gebt mir eine Woche Urlaub, denn es drängt mich, einen Rundgang auf den benachbarten Burgen zu halten. Ich bin schon lange nicht mehr draußen gewesen, und ich möchte mir für den Winter einige Sparpfennige verdienen."

„Es sei Dir gewährt," antwortete Ludolf, „aber in nächster Woche mußt Du auf Homburg anwesend sein, damit Du die Hochzeitsgäste mit Deinen Liedern unterhältst. Laß Dir ein Pferd satteln, denn es ziemt sich nicht, daß unser Sänger zu Fuße durch den Koth watet."

Klaus begab sich in den Stall, wählte ein schnelles Roß, bestieg dasselbe und ritt den Schloßberg hinab und weiter bis Heringen.

Dort stieg er vom Pferde, führte es am Zaume bis vor die Zugbrücke und griff dann in die Zither, deren Akkorde leise durch die Nacht hallten.

Sowie die ersten Töne erklangen, fiel die Brücke nieder, und Klaus begab sich durch das Thor in den engen Hof. Dort stand der Knappe Konrad, nahm sein Pferd in Empfang und flüsterte: „Der Ritter ist im blauen Zimmer!" Klaus gab keine Antwort, sondern stieg leise die Treppe hinauf in die Halle, die von einer rothqualmenden Fackel erleuchtet wurde.

Ein Söldner trat ihm entgegen und schaute ihm scharf in's Antlitz, während er das Schwert zum Zuschlagen erhob. Als er aber seine Züge gemustert hatte, trat er zur Seite und öffnete eine Thüre im Hintergrunde.

Heringer ging in dem Gemache auf und nieder; seine Züge waren noch düsterer als gewöhnlich; die drei-

armige Lampe, welche am Gewölbe hing, war nicht im Stande, die Schatten derselben zu erhellen.

Als Klaus eintrat, blieb er stehen und rief ihm zu: „Du bist verteufelt langsam. Glaubst Du, daß mein Blut nüchtern genug sei, mein halbes Leben in diesen feuchten Mauern zu verbringen?“

„Wenn Euch die paar Wochen schon wie ein halbes Leben vorkommen,“ antwortete Klaus, „wie lang mag es dann denen werden, die in Euern Verließen liegen und niemals das Licht der Sonne sehen?“

„Sprich nicht von Dingen, die Dich nicht angehen,“ erwiederte der Ritter, „sondern gieb nur Kunde von Homburg.“

„Wir stehen näher an der Ausführung, als Ihr denkt,“ sprach der Sänger. „In der nächsten Woche soll die Hochzeit sein.“

„In der nächsten Woche schon? Tod und Teufel, warum bringst Du mir diese Neuigkeit so spät?“

„Weil ich sie selbst nicht eher wußte, gestrenger Herr.“

„Freilich, dann muß rasch gehandelt werden. Hans von Weiler darf nicht mehr lebendig in seine Burg zurückkehren.“

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr, ob ein Mord wohlgethan wäre. Blut schreit weit und mit einem Todten kann man nichts mehr beginnen. Mein Rath wäre ein anderer.“

„Und welcher, Du rother Kehlenwürger?“

„Mir däucht, daß es besser ist, den Herrn Bräutigam lebendig abzufassen und ihn in eines von Eueren Verließen zu sperren.“

„Dann habe ich ihn zeitlebens zu füttern und muß beständig in Furcht schweben, daß er mir entflieht.“

„Letzteres kann unmöglich gemacht werden, und das erste kann man sich theuer genug bezahlen lassen.“

„Wie meinst Du das?“

„Hm, wenn ein Mensch monatelang im feuchten Kerker liegt, so giebt er gerne seine ganze Habe hin, um nur wieder frei zu werden. Hans macht keine Aus-

nahme; Ihr könnt also auf eine billige Weise Herr von Weiler werden."

„Aber wenn er dann loskommt, so hetzt er mir die ganze Ritterschaft auf den Leib."

Klaus lachte, daß sich sein Bauch schüttelte. „Ja," sagte er, „wenn man ihn wirklich losließe, so würde das allerdings der Fall sein, aber wenn man erst etwas Schriftliches in der Hand hat, so braucht man sich mit dem Loslassen nicht zu beeilen."

Nun lachte auch Heringer. „Kerl," sagte er, „Du bist wirklich ein würdiger Kumpan des Satans. Wie denkst Du, daß wir die Sache machen?"

„Sehr einfach, gestrenger Herr; morgen gehen die Felser auf die Jagd und der Weiler ist mit dabei. Wir werden dann in Euern alten Gespensterrüstungen ein wenig umherschweifen und uns sehen lassen, damit doch Jemand da ist, auf den der Verdacht der spätern That fällt.

„Uebermorgen reitet der Herr Bräutigam heim, und da er von Niemanden begleitet wird, so ist es leicht, ihn zu überfallen und fortzuschleppen. Ihr und Konrad fallt ihn von vorne an, und während Ihr einige blinde Hiebe nach ihm führt, werfe ich ihm von hinten eine Schlinge um den Hals und ziehe ihn vom Pferde. Wie gefällt Euch der Plan?"

„Ganz vortrefflich, Klaus. Geh' nun zu Bette; morgen wollen wir alles Nähere besprechen und übermorgen sogleich an die Ausführung gehen."

„Und werde ich, der Erfinder dieses Planes, meine Rechnung dabei finden?"

„Gewiß, Klaus, ich werde Dir Deine Faustschuhe mit Goldstücken füllen."

„Abgemacht, gnädiger Herr. Nachher werde ich ja auch nicht leer ausgehen. Der alte Pact bleibt ja bestehen. Gute Nacht also!"

Der Burgherr hatte beschlossen, daß die Entführung des Hans von Weiler auch auf Heringen nicht bekannt werden solle. Noch war seine Macht zu geringe, deßhalb mußte er sich wohl vorsehen, daß er keinen Anlaß zum

Verdachte gab. Nur Klaus und Konrad, auf die er unbedingt bauen konnte, sollten um die Angelegenheit wissen.

Ehe die Sonne aufging, erhob er sich von seinem Lager und weckte auch die beiden Genossen. „Meine Freunde," sprach er, „wir müssen uns unkenntlich machen. Niemand darf wissen, daß wir es sind; darum wollen wir Rüstungen anlegen, die im vorigen Jahrhunderte im Thüringer Lande gebraucht worden sind."

Er führte sie in die Waffenkammer. Dort schloß er einen Schrank auf, dessen Inhalt selbst dem Knappen noch nicht zu Gesichte gekommen war. Er enthielt übrigens nur drei Rüstungen von sehr alterthümlicher Form, von denen jede ein großes, rothglühendes Kreuz auf der Brust trug.

Als sie dieselben angelegt und die Visire heruntergelassen hatten, mußten sie alle drei lachen, denn sie sahen so sonderbar und fremdartig aus, daß es einem Ungeweihten ganz unheimlich werden mußte.

Jetzt befahl Heringer dem Knappen, eine Decke über seine Rüstung zu werfen und dem Thorwart zu befehlen, die Brücke niederzulassen, doch solle er sich nicht unterstehen, ihnen nachzuschauen, da er sonst mit dem Schwerte Bekanntschaft machen würde. Vorher hatte er schon, ohne von Jemanden gesehen worden zu sein, drei Pferde aus dem Stalle gezogen, die jetzt an der Brücke standen.

Sie schwangen sich hinauf, ritten leise über die Brücke und schlugen ihren Weg über die Höhen ein, wo ein schlechter Fahrweg zum Schlosse führte.

Der Thorwart war von dem Befehle, seinem Herrn nicht nachzuschauen, keineswegs überrascht worden, denn es war heute nicht zum erstenmale, daß er bei Nacht und Nebel auf geheimen Wegen ging und verbotene Dinge that. Heute aber reizte es ihn mehr als je, den Befehl zu übertreten und ihnen nachzuschauen, aber es war noch zu dunkel, er konnte nichts sehen.

Die drei Ritter setzten ihre Pferde in Trab und kamen mit Anbruch des Tages in die Gegend, wo die Felser und ihre Freunde der Jagd obliegen wollten. Es

dauerte nicht lange, so hörten sie die Hörner. Sie zogen sich deßhalb in das Dickicht zurück und warteten auf die Gelegenheit, wo der eine oder andere von der Jagdgesellschaft in ihre Nähe kommen würde.

Lange harrten sie vergebens; endlich hörten sie in der bewaldeten Schlucht den Hufschlag von drei Pferden. Heringer gab seinen Begleitern ein Zeichen, aus dem Dickicht vorzurücken und sich zwischen den Bäumen einer Lichtung aufzustellen.

Jetzt wurden sie des Hans von Weiler, seiner Braut und seiner künftigen Schwiegermutter ansichtig. Margaretha und ihre Mutter trugen Falken auf der Hand, Hans aber war mit der Armbrust bewaffnet. Drei mächtige Rüden umkreisten sie in weiten Sprüngen.

„Hier wollen wir die Falken fliegen lassen," sagte Margaretha. Da gebot Hans den Hunden Ruhe, und sie zogen sich stille hinter die Pferde zurück. Margaretha nahm ihrem Falken die Kappe ab und gab ihm einen Stoß in die Luft. Das Thier erhob sich kerzengerade und hielt sich in der Höhe spähend über ihren Köpfen auf. Auch die Mutter ließ ihren Falken fliegen, und alle drei schauten den Vögeln nach.

Jetzt aber wurde ihre Aufmerksamkeit durch das Knurren der Hunde abgelenkt. Hans schalt sie und befahl ihnen, sich ruhig zu verhalten, aber die Rüden bellten nur noch lauter und sprangen gegen die Lichtung.

Margaretha, welche ihnen mit den Augen folgte, sah die drei seltsamen Gestalten, auf deren Rüstungen das rothe Kreuz glühte. Erschrocken bebte sie zurück und stieß einen Schrei aus. Auch die Mutter konnte sich nicht enthalten, laut aufzuschreien, denn es ging unter den Landbewohnern und den Rittern das Gerede, daß sich jedesmal ein Unglück ereigne, wenn sich das rothe Kreuz zeige.

Erst jetzt gewahrte auch Hans die drei Ritter. Im ersten Augenblicke war er ebenfalls bestürzt, aber schnell war er gefaßt und wollte sich auf dieselben stürzen.

Margaretha griff seinem Pferde in die Zügel und

flehte ihn um Gotteswillen an, sich nicht an Wesen zu vergreifen, die offenbar nicht aus Fleisch und Blut bestänben. Auch die Mutter beschwor ihn, sich ruhig zu verhalten.

Die drei Ritter schienen aus Erz gegossen und hielten wie Bildsäulen auf ihren Rossen.

Die Frauen drängten Hans, der unheimlichen Nähe zu entfliehen. Nur ungern fügte er sich, und sie ritten langsam von dannen, indem sie zuweilen einen Blick hinter sich warfen.

Als sie sich entfernt hatten, lachte Heringer hämisch und meinte, es sei vielleicht klüger gethan, sich jetzt des Ritters zu bemächtigen; aber Klaus und der Knappe riethen davon ab, weil das Geschrei der Frauen und das Gebell der Hunde ohne Zweifel die übrigen Jagdgenossen bald herbeirufen werde.

„Der Zweck ist ja erreicht," sagte Klaus. „Wenn jetzt Etwas passirt, so wird man die Schuld nicht den Lebendigen, sondern den bösen Geistern anrechnen."

Langsam ritten sie durch den Wald weiter und begegneten hier und dort noch einem von der Jagdgesellschaft. Jeder, der sie sah, gerieth in Schrecken, und der Eifer der Jagd nahm merklich ab.

Die drei Rothkreuze ritten bald in die tiefe Waldeinsamkeit und gelangten nach einiger Zeit nicht weit von der Burg an ein dichtes Gestrüpp. Hier stiegen sie ab, entledigten sich der Rüstungen und versteckten dieselben unter die hochwuchernden Brombeerstauden; dann stiegen sie wieder zu Pferde und gelangten in gewöhnlicher Tracht in die Burg.

Wenden wir uns jetzt wieder zur Jagdgesellschaft. Ich sagte schon, daß der Eifer durch das Erscheinen der drei Rothkreuze merklich erkaltet war. Gegen Mittag fanden sie sich Alle auf dem verabredeten Platze zusammen, wo der Koch von Homburg an einem mächtigen Feuer mit der Zubereitung der Mahlzeit beschäftigt war.

Während des Essens drehte sich das Gespräch nur um die räthselhafte Erscheinung. Ludolf und Konrad

wollten nicht recht an dieselbe glauben, und es bedurfte der ausdrücklichen Versicherung ihrer Mutter, ihrer Schwester und des Hans von Weiler, ehe sie den Worten der Andern Gewicht beilegten.

„Es wird irgend ein Schnapphahn aus der Umgegend mit seinen Spießgesellen gewesen sein," sagte Kuno. „Wir haben ja schon oft gehört, daß das rothe Kreuz auf einzelnen Gehöften und Burgen erschienen ist, um Kühe und Pferde zu stehlen."

Die umwohnenden kleinen Dynasten wurden alle durchgegangen, aber man fand unter ihnen keinen, dem man eine solche geheimnißvolle Verhüllung zutraute. Einer warf die Behauptung auf, es könne nur der Heringer gewesen sein.

„Der am allerwenigsten," antwortete Ludolf, „denn wir leben jetzt mit ihm in Freundschaft, und er ist auch nicht hier, sondern weilt schon seit längerer Zeit in Thüringen."

Margaretha war von dem Gedanken, es sei eine übernatürliche Erscheinung gewesen, nicht abzubringen, und die Mutter neigte sich dieser Ansicht ebenfalls zu.

Früher, als es beabsichtigt gewesen war, brachen sie auf und kehrten zurück. Margaretha war ganz verstört. „Es droht uns irgend ein Unglück," sagte sie; „wenn man nur vorhersehen könnte, was es ist, um den Schlag noch abzuwenden."

Hans suchte ihr die Idee auszureden und meinte, daß es in diesen Tagen gerade nichts Ungewöhnliches sei, wenn sich ein beutesüchtiger Ritter nach fremdem Gute umsehe. „Die Herren von der Fels und ich haben nichts zu fürchten," fügte er hinzu, „denn unsere Burgen sind wohl geschützt und die Schnapphähne wissen, daß sie nicht so leichten Kaufs davon kämen, wenn sie uns angriffen."

Am folgenden Tage begab sich Hans zu Margarethen, um Abschied von ihr zu nehmen.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als er sich auf sein Roß schwang und davon sprengte. Margaretha

schaute ihm vom Altane der Burg noch lange nach und kehrte dann mit rothgeweinten Augen wieder in ihre Gemächer zurück.

Zur Mittagsstunde desselben Tages war auch der Heringer mit Klaus und dem Knappen in ihrer Haustracht hinweggeritten. In jenem Dickicht aber legten sie ihre Rüstungen an und begaben sich an einer Stelle, wo Hans vorüberkommen mußte, in den Hinterhalt.

Eine Stunde verging nach der andern und Hans kam noch immer nicht. Da verlor der Heringer die Geduld und wollte ihm entgegenreiten.

„Mit Nichten," sprach Klaus; „hier sind wir sicher und können so leicht nicht überrascht werden. Er wird ein Bischen lange von seiner Braut Abschied genommen haben, aber er kommt ganz gewiß."

Schon war der Abend nicht mehr weit entfernt, als sie Hufschläge vernahmen. Heringer und Konrad griffen zu den Schwertern und Klaus machte die Schlinge, mit welcher er ihn vom Pferde ziehen wollte, zurecht.

Jetzt sahen sie ihn kommen. Zu ihrer Freude war er nicht gerüstet und nur mit dem Schwerte bewaffnet. Als er nur noch zwanzig Schritte von ihnen entfernt war, sprengten sie ihm in den Weg und griffen ihn an. Klaus aber ritt hinter ihn, um ihm die Flucht abzuschneiden und sich im günstigsten Augenblicke über ihn her zu machen.

Hans, der sich dessen nicht versehen und nun plötzlich die drei Rothkreuze gewahrte, gedachte der Bitten seiner Braut. Rasch griff er zum Schwerte und erwartete seine Gegner. Diese schienen es indessen auf seinen Tod nicht abgesehen zu haben, denn sie beschränkten sich fast darauf, seine Hiebe zu pariren.

„Hinweg, Ihr ehrvergessenen Wegelagerer," schrie er. „Laßt mich unangefochten passiren oder es nimmt ein schlechtes Ende."

Keiner von Beiden antwortete. Stumm drangen sie beständig auf ihn ein und suchten ihm die Zügel zu entreißen, aber es gelang ihnen nicht.

Da warf Klaus seine Schlinge und zog ihn vom Pferde. Sogleich waren auch die drei Männer auf dem Boden, banden ihm Arme und Füße und stopften ihm einen Ball in den Mund, daß er nicht schreien konnte.

Als er kein Glied mehr rühren konnte, verscheuchten sie sein Pferd und jagten es mit flachen Schwerthieben von dannen, denn sie wollten von dem Thiere nicht verrathen werden.

Jetzt banden sie den Wehrlosen auf des Sängers Thier und schlugen, um Niemanden zu begegnen, die unwirthlichste Richtung ein. Keine Menschenseele kam ihnen in die Quere, und bald wurde es so dunkel, daß sie Niemand erkannt hätte.

Der Gefangene sollte nicht erfahren, in welchen Händen er sich befand, deßhalb redeten sie kein Wort miteinander. Der Weg führte durch tiefe Schluchten und dichte Wälder. Endlich kamen sie vor dem Burgthore an. Da nahm Klaus ein Tuch und verband dem Gefangenen die Augen.

Heringer näherte sich dem Thore und rief mit gedämpfter Stimme: „Die Brücke nieder!“

Jetzt ritten sie über die Brücke in den engen Schloßhof. Hier wurde Hans vom Pferde genommen, und die Männer trugen ihn zwischen sich zu einem Thurme. Hier stiegen sie eine Treppe hinab, die in den Schooß der Erde führte. Mehrere hundert Stufen unter der Oberfläche öffnete Heringer eine Thüre und zündete eine Fackel an. Klaus nahm dem Gefangenen die Binde von den Augen und den Ball aus dem Munde, und dieser sah sich nun in einem dumpfen feuchten Raume mit schwarzen Mauern. Vom Gewölbe hingen dicke Spinnweben herab, und es war überhaupt ein schauriger Aufenthalt.

Die drei Männer schleppten ihn nach der Mauer, wo in eisernen Ringen schwere Ketten hingen.

Seine Drohungen, seine Vorstellungen und seine Bitten halfen nicht; er wurde wie ein Thier an die Kette gelegt und

verhöhnt. Klaus band dann die Stricke los und die Böse-wichter verließen den Kerker.

Heringer begab sich mit Klaus und Konrad in die Waffenkammer. Dort legten sie ihre Rüstungen ab, und der Ritter verschloß dieselben wieder in den Schrank. Jetzt wandte er sich an seine Genossen und sprach: „Es ist nicht selten der Fall gewesen, daß die Gehülfen einer geheimen That Verrath gespielt haben. Damit Euch diese Gelüste nicht anwandeln, verspreche ich Euch eine große Belohnung und eine freie unabhängige Stellung, sobald ich zum Herrn der Herrschaft Weiler oder Fels geworden bin. Haltet Ihr aber nicht reinen Mund, laßt Ihr Euch durch Wort oder Blick merken, daß Ihr über das Verbleiben des Hans von Weiler Auskunft geben könnt, so seid Ihr dem Tode geweiht. Selbst wenn es mir unmöglich würde, diese Strafe selbst an Euch zu vollstrecken, seid Ihr dennoch verloren, denn so wahr ich ein Ritter bin, ich werde meine Maßnahmen treffen. Schwört mir auf dieses Schwert, daß Ihr mir unverbrüchlich treu und verschwiegen bleiben wollt!“

Klaus und Konrad brauchten sich nicht lange zu be-denken, ob sie diesen Schwur leisten wollten, denn wenn nur eine Silbe von ihrem Mitwissen an den Tag kam, so waren sie ja ohnehin verloren.

Ohne Zögern legten sie die Hand auf das entblößte Schwert und sagten dem Ritter den Eid nach.

„Nun entferne Dich aus der Burg,“ sprach der Ritter zu Klaus, „denn Deine längere Anwesenheit könnte Aufsehen erregen. Bleibe auf Homburg und komme nur dann hieher, wenn Du mir wichtige Botschaft zu über-bringen hast.“

Der Ritter begab sich jetzt zu seinem Koch. „Gan-dulf,“ sprach er mit gedämpfter Stimme, „Du wirst von jetzt ab für eine Person mehr kochen und Abends, wenn die Leute zu Bette gegangen sind, die Portion in den Thurm bringen; aber nicht durch die Thüre, sondern von oben herab. Du wirst niemals eine Frage an den Mann richten und niemals eine beantworten, auch nicht

im Geheimen nachforschen, wer es ist. Du kennst mich, und wirst Dich also wohl hüten, mein Gebot zu übertreten."

Gandulf neigte sein Haupt zum Zeichen des Gehorsams und begab sich dann in sein Schlafgemach. Als in der ganzen Burg Ruhe herrschte, verließ er das Gemach wieder, ging in die Küche, nahm aus einem Kasten ein Stück Braten und Brod, füllte einen Krug mit Wasser, zündete eine Laterne an und begab sich durch die Nebengebäude in den Thurm.

Diese Gänge mußten immer des Nachts und in der größten Heimlichkeit geschehen, denn wie wenig sich Heringer auch an die göttlichen und menschlichen Gebote kehrte, so war er doch stets bemüht, seinen Leuten die Anwesenheit von Gefangenen zu verbergen. Seine Macht war noch nicht groß genug, um offen zu Werke zu gehen.

Auf dem Gewölbe angekommen, band Gandulf die Speisen, den Wasserkrug und die Laterne an ein Seil, öffnete die Klappe, welche das Loch im Gewölbe verdeckte, und ließ Alles zusammen hinab in den dunkeln Kerker.

Der Gefangene schlief, wie er bei dem Lichte der Laterne deutlich sehen konnte. Gandulf mußte über das frische jugendliche Antlitz staunen, denn es glänzte von Schönheit, und die Formen desselben waren so edel, wie er sie selten gesehen hatte.

„Der muß einem der vornehmsten Geschlechter angehören," dachte er. „Das schöne Antlitz wird in dieser verpesteten Luft bald verwelken, und die Verzweiflung wird ihn ergreifen, wenn er einige Tage und Nächte hier zugebracht hat."

Der Kerkermeister war von dem Anblicke des armen Gefangenen tief ergriffen und er hätte gern etwas Näheres von seinem Schicksale gewußt, aber es war ihm auf das Strengste verboten, eine Frage an die Gefangenen zu stellen oder ihnen Antwort zu geben.

Noch einmal warf er einen Blick hinab, dann schloß er die Klappe wieder und begab sich hinweg.

VII.

Wir haben gehört, daß die Uebelthäter das Pferd des Hans von Weiler davonjagten, als sie den Ritter gebunden und geknebelt hatten. Das Thier setzte in weiten Sprüngen durch den Wald, aber bald schien es sich zu erinnern, daß es seinen Herrn nicht mehr trug. Es stutzte, hob den Kopf, blies in die Nüstern, lief einigemale im Kreise umher und kehrte dann wieder an den Ort zurück, wo es von seinem Herrn getrennt worden war.

Hier blieb es stehen, schnupperte mit den Nüstern auf dem Boden umher und scharrte mit den Füßen auf dem Grase. Nachdem es fast bis Mitternacht verweilt hatte, setzte es sich wieder in Trab und hörte nicht auf, zu laufen, bis es den Wallgraben von Weiler erreicht hatte.

Die Fenster der Burg waren noch hell erleuchtet, denn die Bewohner warteten auf die Rückkehr ihres Herrn. Sonst pflegte er längstens mit der Dämmerung zu Hause zu sein, und heute war er zu dieser späten Stunde noch nicht da. Der Seneschall war deßhalb in großer Unruhe. Ehe die Sonne unterging, hatte er, von einer unerklärlichen Unruhe gepeinigt, von den Zinnen der Burg Umschau gehalten, aber nirgends eine Spur von ihm gesehen. Seine Unruhe mehrte sich, je weiter die Zeit vorrückte, und als er immer noch nicht kam, befahl er den Burgleuten, gewaffnet auf die Mauern und Zinnen zu steigen und ein scharfes Auge auf alle Wege zu haben.

Die Armbrust in der Hand, standen die Leute in den Schießscharten und spähten in die Nacht hinaus, aber sie konnten wegen der Dunkelheit nichts sehen. Jetzt hörten sie in der Ferne Hufschlag und spitzten die Ohren. Derselbe kam immer näher und hielt endlich vor dem Schlosse inne, aber es erfolgte keine Aufforderung zum Einlaß.

Der Thorwart streckte den Kopf aus dem Fenster

und rief mit lauter Stimme: „Seid Ihr es, Herr Ritter!“

Keine Antwort erfolgte. Als er aber zum zweitenmale fragte, wieherte das Pferd, und er erkannte es an der Stimme.

Er schickte einen Knappen zum Seneschall und ließ demselben sagen: „Vor dem Thore wiehert das Roß unseres Herrn, aber er selbst scheint nicht dabei zu sein, denn auf mehrmaligen Zuruf erfolgte keine Antwort.“

In jener Zeit mußte man stets auf plötzliche Ueberfälle gefaßt sein. Der Seneschall vermuthete deßhalb eine feindliche List, stieg auf den Thorthurm und rief selbst nach seinem Herrn. Abermals wieherte das Pferd.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ sagte er, „daß sich das Roß unseres Herrn vor dem Wallgraben befindet, aber er selbst ist entweder nicht dabei oder er will unsere Wachsamkeit prüfen. Auch ist es nicht unmöglich, daß umherschweifende Wegelagerer ihn ergriffen haben und sich nun des Pferdes bedienen, um durch diese List in die Burg zu gelangen. Ehe wir öffnen, müssen wir das Terrain beleuchten, darum bringt Werg und Pech herbei.“

Einige Söldner sprangen von der Brustwehr herab, holten einen Haufen Werg, tauchten kleine Partien in das Pech, machten Ballen daraus und zündeten dieselben an. Diese brennenden Knäuel wurden von der Mauer über den Graben geschleudert und gaben einen so hellen Schein, daß man die Umgegend bis an den Wald überschauen konnte. Nirgends war ein Feind zu sehen; nur das Roß stand der Brücke gegenüber und stampfte den Boden mit den Füßen.

„Sicherlich ist unserm Herrn ein Unglück begegnet,“ sagte der Seneschall. „Lassen wir die Brücke hinab und das Pferd ein.“

Die Brücke rasselte nieder und das Pferd eilte in den Schloßhof. Der Seneschall untersuchte es genau, und da es nirgends eine Wunde hatte, so vermuthete er, daß der Ritter abgeschleudert worden sei und vielleicht hülflos am Wege liege.

Sogleich befahl er der Hälfte seiner Leute, Fackeln anzuzünden und wohlbewaffnet mit ihm hinauszuziehen. Die andere Hälfte sollte in der Burg zurückbleiben und einen allenfallsigen Angriff, der ja noch immer erfolgen konnte, zurückschlagen.

Mit den Fackeln durchsuchten sie zunächst den Wald, und da sie nirgends einen Feind fanden, so folgten sie dem Wege, der von Weiler nach Homburg führte, jeden Augenblick gewärtig, auf die Leiche ihres Herrn zu stoßen. Schon befanden sie sich im Thale und folgten den Krümmungen des Baches, aber von dem Ritter war keine Spur zu finden.

Endlich ging die Sonne auf und noch immer war ihr Suchen vergebens. In der Hoffnung, ihr Herr sei vielleicht auf einem andern Wege heimgekehrt, schlugen sie den Rückweg ein; vor dem Thore aber erhielten sie den Bescheid, er sei noch nicht da, auch habe sich kein Feind gezeigt.

Da entschloß sich der Seneschall mit schwerem Herzen, mit einigen Knappen nach der Homburg zu reiten, im Stillen die Hoffnung nährend, er sei dort geblieben, und das Pferd habe sich während der Nacht losgerissen.

Als sie staubbedeckt auf der Homburg ankamen, stand Margaretha auf dem Altan. „Eine Botschaft von Hans," dachte sie, als sie Weiler's Livree erkannte.

Der Seneschall sprengte über die herabgelassene Brücke in den Schloßhof und befand sich bald dem Burgfräulein gegenüber.

„Was läßt Hans mir melden?" fragte sie ahnungslos. Der Seneschall wurde bei dieser Frage todtenblaß.

„Ich habe gehofft, meinen Herrn hier zu finden," gab er zur Antwort.

Nun war das Erblassen an Margarethen.

„Ist er nicht zurückgekehrt?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Nur sein Roß," gab der Seneschall zur Antwort und erzählte, was in der Nacht vorgefallen.

Einer Ohnmacht nahe, wankte das Burgfräulein.

hinein und rief ihre Brüder. Als diese aus dem Munde des Seneschall hörten, was sich zugetragen, erschracken sie ebenfalls und berathschlagten, was nun zu thun sei.

Der größte Theil der Ritter, Knappen und Söldner mußte sich bewaffnen und mit ihren Herren hinausziehen. An jedem Hause und Weiler hielten sie an und fragten nach dem Ritter, aber Niemand hatte ihn gesehen oder etwas von seinem Verbleiben gehört.

Ein großer Theil des Müllerthales war bereits abgesucht, da schaute Ludolf zu der Burg Heringen empor und ritt mit einem kleinen Troß Leute hinauf.

Als seine Trompete ertönte, erschien der Thorwart am Fenster und fragte nach seinem Begehren.

„Schickt mir Euern Herrn her," antwortete Ludolf.

„Das ist nicht möglich," antwortete der wohlgeschulte Thorwart, „denn er befindet sich viele hundert Meilen von hier im Lande Thüringen, aber ich will Euch den Schloßvogt senden."

Konrad erschien bald darauf auf der Mauer und fragte ebenfalls nach seinem Begehren.

„Ist Dein Herr noch nicht zurückgekehrt," fragte der Bannerherr.

„Nein, mein gnädigster Herr, aber ich erwarte ihn im Beginne der nächsten Woche."

Ludolf theilte ihm nun mit, was mit Hans vorgegangen und fragte ihn, ob er vielleicht in der Burg sei.

Konrad stellte sich sehr erstaunt. „Der Ritter ist nicht hier," sagte er, „und ich habe von seinem Verbleiben nichts gehört. Wollt Ihr das Schloß durchsuchen, so mögt Ihr für Euere Person kommen und die Andern zurücklassen. Mein Ritter hat zwar bei seiner Abreise den gemessenen Befehl zurückgelassen, Niemanden zu öffnen, aber er wird mir nicht zürnen, daß ich in diesem Falle eine Ausnahme mache."

Der Bannerherr hegte nicht im entferntesten die Vermuthung, daß der Knappe die Unwahrheit rede; er lehnte deßhalb eine Durchsuchung der Burg ab und sprengte mit seinen Leuten von dannen. Den ganzen

Tag und den folgenden ritten sie von einer Burg zur andern, aber Alles war erfolglos, Hans von Weiler schien von der Erde verschwunden.

Margaretha hatte ihre einzige Hoffnung auf die Brüder gesetzt, als diese aber unverrichteter Dinge zurückkamen, da brach sie zusammen, und eine schwere Krankheit war die Folge.

Die beiden Brüder setzten ihre Nachforschungen fort und kamen oft wochenlang nicht zurück, denn im Lande Luxemburg und den umliegenden Herrschaften war keine Burg so weit, sie suchten dieselbe heim. Leider kehrten sie jedesmal mit traurigen Gesichtern zurück, denn Niemand wußte etwas von ihm.

Dieses plötzliche Verschwinden war um so unerklärlicher, weil er nirgends einen Feind hatte, niemals mit einem seiner Nachbarn in Streit gewesen war.

Die geheimnißvolle Erscheinung der drei rothbekreuzten Ritter trat bei den Brüdern allmälich in den Hintergrund; sie hielten dieselben, obschon sie von mehreren Personen gesehen waren, für Gebilde der Phantasie.

Es läßt sich leicht ermessen, daß das Leben auf der Burg Homburg jetzt sehr eintönig war. Margaretha lag noch immer auf dem Krankenbette. Die Mutter pflegte sie und war für das Schloßpersonal nur selten sichtbar. Die Brüder grämten sich ebenfalls und wurden still und wortkarg. Nur selten ritten sie auf die Jagd, denn sie hatten an nichts Freude; dagegen ließen sie kein Turnier vorüber gehen, ohne an demselben Theil zu nehmen, denn hier kamen sie mit vielen Rittern zusammen, von denen der eine oder andere vielleicht etwas über den Verschwundenen wußte.

Auch diese Hoffnung erwies sich indessen immer mehr als Täuschung und zuletzt ergaben sie sich schweigend in das Unabänderliche.

Margaretha hegte im Stillen den Wunsch, aus diesem Leben hinweggenommen zu werden, aber ihre starke Natur, die heilsamen Tränke des Bruder Jeremias

und die treue Pflege der Mutter wirkten zusammen, ihr das Leben zu erhalten.

Sie erhob sich wieder vom Lager, aber die Fröhlichkeit der Jugend war von ihr gewichen; mit trübem Ernste und blassem Gesichte ging sie einher und seufzte. Häufig begab sie sich in den Burggarten oder auf den Altan, wo sie weit um sich schauen konnte, immer noch die Hoffnung nährend, er werde eines Tages zurückkommen.

Klaus horchte Alles, was auf der Burg vorging, genau aus, und bald überzeugte er sich, daß gegen den Heringen nicht der geringste Verdacht vorliege. Als er diese beruhigende Botschaft nach Heringen brachte, entschloß sich der Ritter, wieder außerhalb der Burg zu erscheinen. Es wurde also ausgestreut, der Ritter befinde sich auf dem Heimwege. In der That sahen ihn die Bewohner der Dörfer am folgenden Tage in der Richtung von der Grenze herkommen und seiner Burg zureiten.

Von jetzt an sah man ihn täglich im Walde dem Waidwerke obliegen. Den Haß und die Feindseligkeiten gegen die Menschen schien er ganz aufgegeben zu haben; aber im Geheimen verkehrte er viel bei den Nachbarn und suchte das Bündniß auf jede Weise zu stärken, um zur rechten Zeit davon Gebrauch machen zu können.

In seinem Burgverließ sah es aber sehr traurig aus, und Hans war der Verzweiflung nahe. Als ihm in der ersten Nacht Speise und Trank hinabgereicht wurde, schlief er, wurde aber durch das Zuwerfen der Klappen wach. Da gewahrte er den Korb mit den Speisen und die Laterne. Hastig griff er nach dem Wasserkruge, denn er wurde von einem heftigen Durste gequält. Das Essen anzurühren, konnte er sich noch nicht entschließen, bis der Hunger größer wurde.

Die Ketten an den Armen und Beinen erlaubten ihm nur, aufzustehen und ein paar Schritte zu machen, dazu schmerzten ihn die Bande und waren so schwer, daß sie ihn fast zu Boden drückten. Er setzte sich

deßhalb nieder, suchte eine möglichst bequeme Stellung und stützte den Rücken gegen die Wand.

Lange dachte er nach, wer die drei Ritter sein könnten und wie er sich ihre Feindschaft zugezogen, aber er fand weit und breit Niemanden, dem er diese Gewaltthätigkeit zutraute, Niemanden, dem er Anlaß gegeben, ihn seiner Freiheit zu berauben.

Kopfschüttelnd gab er es auf, dann schweiften seine Gedanken hinüber zu Margarethen, von deren Trauer er überzeugt war. Hätte sie eine Ahnung von seinem Zustande und dem Orte seiner Gefangenschaft gehabt, würde sie nicht geruht haben, bis er seine Freiheit wieder hatte, aber ganz sicher war sie über alles das in Unkenntniß und konnte also nichts für ihn thun.

Während er sich härmte und abquälte, erlosch die Laterne, deren Licht ihm ein so großer Trost gewesen war. In der Freiheit, wo der Mensch die goldenen Sonnenstrahlen nicht entbehrt, erscheint ihm das Licht wie eine selbstverständliche Sache, und es fällt ihm kaum jemals ein, dem allgütigen Schöpfer dafür zu danken; aber wenn die Augen vergeblich im Kopfe stehen, wenn Alles in dichte Finsterniß gehüllt ist und unser Wille zur Beseitigung derselben nichts zu thun vermag, dann erkennen wir die große Wohlthat, welche uns durch die Sonne, den Mond und die Sterne zu Theil wird.

Hans wußte nicht mehr, ob es Nacht oder ob es Tag war; die Zeit rollte hier ohne jeden Maßstab vorüber, oder vielmehr sie schien gänzlich stille zu stehen und den armen Gefangenen vergessen zu haben.

Nach einiger Zeit begann ihn der Hunger zu quälen; er tastete deßhalb mit den Händen umher und suchte nach dem Korbe. Lange konnte er denselben nicht finden, und als er ihn endlich erreichte, trug er Bedenken, den Inhalt zum Munde zu führen; aber der Hunger siegte, und er fand nun zu seinem Vergnügen, daß er ein wohlschmeckendes Stück Fleisch in den Händen hielt.

Seine Zeit war zwischen Schlummern und Grübeleien getheilt und er fühlte sich so unglücklich, daß er es nicht

für möglich hielt, in dieser Abgeschiedenheit und Finsterniß lange am Leben zu bleiben.

Um einen Begriff von der Zeit zu bekommen, zählte er von eins bis tausend, aber durch die Eintönigkeit dieser Beschäftigung verwirrte er sich in den Zahlen, und er hatte nicht den Muth, noch einmal zu beginnen. Was hätte es ihm auch genützt?

In der folgenden Nacht hörte er ein Geräusch über sich; rasch wendete er den Kopf nach der Decke und gewahrte einen Lichtschimmer. Aus der Höhe schwebte ein Korb herab, der abermals mit einem Stücke Fleisch, einem Kruge Wasser und einer Laterne beladen war. Zugleich tönte eine Stimme herab: „Gefangener, nimm den Korb in Empfang und hänge den leeren an das Seil."

„Sage mir, wo ich mich befinde," flehte Hans.

Keine Antwort erfolgte.

„Ich flehe Dich im Namen Gottes an, sage mir die Wahrheit. Wo befinde ich mich, und auf wessen Geheiß bin ich in diesen Kerker geworfen?"

Abermals keine Antwort.

Gandulf war tief bewegt, aber er hatte nicht den Muth, dem armen Menschen ein Wort zu sagen. Wußte er doch, daß das mindeste Erbarmen ihm den Kopf kosten konnte. Als alles Bitten und Anhalten vergeblich war, tauschte Hans die Körbe um. Der leere wurde in die Höhe gezogen, und im nächsten Augenblicke fiel oben die Lucke zu.

Der Ritter hatte bei dem Kerkermeister keine Spur von Mitleiden gefunden und hielt ihn deßhalb für einen herzlosen Mann; aber als er die Laterne untersuchte, um sich zu vergewissern, wie lange das Licht halten werde, fand er zu seiner unaussprechlichen Freude, daß das Gefäß bis obenan mit Oel gefüllt war. Das war doch in dieser ewigen Nacht wenigstens ein kleiner Trost.

Nachdem er gegessen und getrunken hatte, nahm er die Laterne und leuchtete an der Mauer umher, denn er faßte den verwegenen Gedanken, sich loszubrechen. Die Mauer war aus dicken Quaderstücken erbaut, von denen

das eine genau auf das andere paßte. Zwischen je zweien dieser Steine waren die Ringe eingemauert, an denen seine Ketten befestigt waren.

Traurig ließ er bei dieser Besichtigung den Kopf hängen, denn es war eine Unmöglichkeit, diese Quader zu durchbrechen. „Und wenn ich's könnte," dachte er, „was würde es nützen? Ich liege hier so tief im Bauche der Erde, daß ich nur auf Grund oder Felsen stoßen würde. Gott muß eine schwere Schuld an mir gefunden haben, daß er mich in diese furchtbare Gefangenschaft hat gerathen lassen."

Ein Tag, eine Nacht verging nach der andern, aber für unsern Gefangenen waren dieses weder Tage noch Nächte, sondern ein einziger, ungeheuer langer Zeitraum, der nur von Schlaf und Müdigkeit unterbrochen wurde.

Eines Tages machte er die Entdeckung, daß seine Hände so mager geworden, daß er mit einiger Anstrengung die eisernen Armbänder, woran die Ketten befestigt waren, abstreifen konnte.

Seine Freude war unbeschreiblich, denn nun eröffnete sich ihm die Aussicht einer gewissen Freiheit. Nun konnte er während der Tageszeit, wo sich niemals Jemand um ihn bekümmerte, in seinem Kerker frei umherwandern; selbst den größten Theil der Nacht war er frei, und nur die Stunde der Speisung mußte er in seinen Fesseln zubringen.

Nachdem er die Armbänder zur Probe verschiedenemale ab- und wieder angestreift hatte, verließ er den Platz, wo er angekettet war und wanderte so lange umher, bis er müde wurde. Am Abende legte er seine Ketten wieder an und verharrte so lange in denselben, bis die Gefahr der Entdeckung vorüber war.

Hundertemale hatte er seinen geheimnißvollen Ernährer angeredet, aber niemals eine Antwort bekommen, und so gab er den Gedanken, durch ihn noch weitere Erleichterungen zu erhalten, gänzlich auf; dagegen dachte er mehr als jemals an eine Selbstbefreiung.

Mit der Laterne auf dem Boden umherleuchtend, fand er an der Mauer noch andere Ringe und Ketten, auch einen los liegenden Eisenstab und einen Hammer, der wahrscheinlich von dem Schmiede, der die Ringe in den Mauern befestigt hatte, vergessen worden war.

Ein Rittergut hätte ihn nicht fröhlicher machen können, als diese Entdeckung. Sogleich begann er, den Eisenstab zwischen zwei Quader zu stecken und denselben mit dem Hammer so weit hineinzutreiben, daß durch Hin- und Herdrücken einer von den beiden Steinen ein wenig aus seiner Lage herauskam. Die Arbeit war aber keine leichte; er brauchte mehrere Tage, bis sich der Stein endlich so weit löste, daß er denselben von seinem Platze nehmen und auf den Boden legen konnte.

Hinter dieser ersten Quader kamen nach und nach noch drei andere zum Vorscheine, dann folgte das Erdreich, welches er wie ein Maulwurf auf einer weiten Strecke durchbrechen mußte, wenn er jemals seine Freiheit wieder erlangen wollte.

Es war eine Riesenarbeit, vielleicht eine ganz vergebliche, aber er schreckte doch nicht zurück.

Plötzlich hielt er in seiner Arbeit inne und fragte sich, ob es für einen Ritter auch geziemend sei, sich durch die Flucht zu befreien. Einen Augenblick stutzte er und war geneigt, die Frage zu verneinen, aber seine Unschlüssigkeit war bald überwunden. „Hätte ich dem Unbekannten im offenen Kampfe gegenübergestanden," sagte er, „hätte auf beiden Seiten eine Ursache vorgelegen, wie es unter ehrlichen Männern vorkommt, so würde ich Anstand nehmen, mich auf eine so unritterliche Weise zu befreien, aber dieser Unbekannte hat mich heimtückisch überfallen, ohne daß irgend ein Grund vorgelegen hätte; also muß es mir auch frei stehen, mich auf jede beliebige Weise der Gefangenschaft zu entziehen. Zudem habe ich auf meine Braut Rücksicht zu nehmen."

Das Loch und der Gang, welche er zu brechen hatte, mußten so weit sein, daß er sich hindurch winden und wieder zurück konnte, die Erde mußte herausgeschafft und

im Innern des Thurmes so vertheilt werden, daß es bei einer allenfallsigen Untersuchung seines Verließes nicht in die Augen fiel. Wie viel Zeit und Umsicht dazu gehörte, verhehlte er sich nicht, aber da in seiner furchtbaren Lage die Arbeit ein wahrer Segen war, so schlug er die größten Schwierigkeiten nicht hoch an. Außerdem gab er auch die Hoffnung nicht auf, seine Freunde würden seinem Verbleiben unabläßig nachspüren und wenn sie seine Spuren aufgefunden, das Raubnest vertilgen und ihn befreien.

Endlich war er von der Anstrengung so ermüdet, daß er der Ruhe bedurfte; auch näherte sich die Zeit, wo ihm die Speisen herabgelassen wurden. Er setzte also die Steine wieder in die Oeffnung, vertilgte jede Spur der Arbeit und schlüpfte wieder in seine Ketten.

Kaum war er an seinem Platze, so öffnete sich oben die Lucke und eine Stimme rief: „Herr Ritter, löscht augenblicklich die Laterne, denn der Burgherr wird zu Euch kommen, und er darf nicht wissen, daß ich Euch die Wohlthat des Lichtes gewährt habe. Bindet die Laterne an den Strick und blast sie aus."

Hans folgte dem Wunsche des Kerkermeisters, und im nächsten Augenblicke war es stockfinster um ihn her.

Lauschend lag er an der Wand und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Da hörte er oben einen dumpfen Schall, und nach kurzer Zeit konnte er unterscheiden, daß ein schwerer Fuß die Steintreppe zu seinem Gefängnisse herabschritt.

Noch einige Augenblicke, dann fuhr ein Schlüssel in das Schloß der Thüre; sie drehte sich in den Angeln und herein trat der Ritter mit dem rothen Kreuze auf dem Harnisch. In der Linken trug er eine Pechfackel, in der Rechten das blanke Schwert. Das Visir war herabgelassen, und Hans konnte trotz seiner Aufmerksamkeit nicht errathen, wer unter dieser Rüstung steckte.

„Hans von Weiler," redete das Rothkreuz ihn mit dumpfer Stimme an, „Ihr werdet nun bereits erprobt haben, daß das Leben in diesem Kerker nicht halb so angenehm ist, als auf der Burg Weiler oder bei Euerer

Braut. Ich kann Euch aber voraussagen, daß es sich von Tag zu Tag verschlimmern wird; darum muß Euch daran liegen, Euere Freiheit wieder zu erlangen, wie groß auch immer die Opfer sein mögen, die dafür verlangt werden."

Hans war nicht im Stande, seinen Zorn zu meistern. „Ich weiß nicht, wie ich Dich anreden soll," sprach er. „Ein Ritter bist Du wahrlich nicht, denn dieser edle Stand hat die erhabene Aufgabe, die Unschuld zu schirmen und dem Unrechte zu wehren. Du aber hast mich heimlich angegriffen und hinterrücks zu Falle gebracht. Du kannst also nur ein gemeiner Troßknecht, ein ehrloser Räuber sein. Läge ich nicht in Fesseln und Banden, so würde ich Dir das Lösegeld zahlen, wie es einem solchen Buschklepper zukommt, aber ich bin hülflos wie ein neugebornes Kind und muß mich zur Schande meines Namens von der Gegenwart eines Räubers besudeln lassen."

Der Ritter lachte höhnisch und gab zur Antwort: „Die übermüthige Jugend liebt es, mit hohlen Worten zu prahlen, aber solche Redensarten rühren einen ernsten Mann nicht. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich Dich gefangen genommen habe, um Dein Eigenthum an mich zu reißen. Ich könnte es nehmen, ohne Dich zu fragen, denn Deine Leute sind nicht im Stande, mir erfolgreichen Widerstand zu leisten, aber ich ziehe es vor, Deine Burg und Deine Güter unantastbar zu besitzen. Gieb mir Brief und Siegel darüber, so setze ich Dich in Freiheit."

Hans empfand bei diesem Vorschlage eine unbeschreibliche Freude. Was lag am Ende an seinen Gütern, wenn er das Leben und die Freiheit besaß. Margaretha wies ihn sicherlich nicht zurück, weil er ohne seine Schuld arm geworden, und zu der Freundschaft ihrer Brüder versah er sich, daß sie ihm alle mögliche Hülfe würden angedeihen lassen. Es konnte also kaum zweifelhaft sein, was er zu thun habe.

Plötzlich aber wurde er andern Sinnes und sprach: „Ehe ich mit Dir in Unterhandlung trete, muß ich Deinen Stand und Deinen Namen wissen."

„Beides erfährst Du an dem Tage, wo Du mir die verlangten Briefe und Siegel giebst."

„Nimm es mir nicht übel, wenn ich Garantien für Deine Aufrichtigkeit fordere. Ein Mensch, der die schamlose Ungerechtigkeit so weit treibt, daß er einen Wehrlosen mit Uebermacht und ohne Ursache angreift, der mit räuberischen Händen nach fremdem Eigenthume greift, dem ist auch ein Meuchelmord zuzutrauen. Wenn ich Dir Brief und Siegel gegeben habe, wirst Du mich vielleicht erdolchen und hinterher über meine Leichtgläubigkeit lachen. Ich gehe also nur unter der Bedingung, daß der Bannerherr von Luxemburg und sein Bruder Kuno Zeugen sind, auf Deinen Vorschlag ein."

„Sie werden nicht in diesen Kerker kommen."

„Sicher nicht; auch würde ich hier nun und nimmer eine Urkunde unterzeichnen, sondern nur an einem Orte, wo meine Freunde mächtig genug sind, mich zu schirmen und gleich mit sich hinwegzunehmen."

Der Ritter lachte höhnisch und gab zur Antwort: „Das Gefängniß hat Deinem Hirn noch nichts geschadet, aber die Stunde wird kommen, wo Du Deine Güter bedingungslos in meine Hände giebst. Noch ist Dir das Wasser der Trübsal nicht bis an das Herz gegangen, aber es wird geschehen, ehe viele Monate in's Land gegangen sind."

Mit diesen Worten wendete er sich um, schloß die Thüre und stieg die Treppe hinauf, den Gefangenen seinen Betrachtungen überlassend.

Aus der Weigerung des Rothkreuzes schloß Hans, daß er wirklich nicht mit redlichen Absichten umging, und er nahm sich vor, auf keinen Fall seine Güter abzutreten, wenn es nicht in Beisein seiner künftigen Schwäger geschehen konnte. „Wenn ich ihm seinen Willen thue," dachte er, „so ist mir der Tod gewiß, wenn ich mich weigere, so habe ich Hoffnung, zu leben und mir selbst die Freiheit zu verschaffen."

Oben öffnete sich jetzt wieder die Lucke und der Korb fuhr herab. Hans machte den Versuch, eine Unterhaltung mit seinem

Ernährer anzuknüpfen, aber dieser gab auf alle seine Fragen keine Antwort.

Nachdem er gegessen und getrunken hatte, entledigte er sich wieder seiner Fesseln und begann von Neuem die Arbeit. Seine Liebe zu Margarethen war so groß, daß er alle Hindernisse gering achtete. „Wenn ich auch Jahr und Tag am Werke sein muß," dachte er, „so wird doch einmal die Zeit kommen, wo ich entweder im Burghofe oder jenseits des Wallgrabens das Freie erreiche, und dann gute Nacht Burgverließ."

VIII.

Auf Homburg verlebten alle Mitglieder der Familie von der Fels recht traurige Tage; am tiefsten aber kümmerte sich Margaretha. Täglich brachte sie einige Stunden auf dem Altane zu, immer hoffend, ihr Bräutigam werde zurückkommen, aber diese Hoffnung nahm von Tag zu Tag mehr ab, und weit in der Runde gab es keinen Menschen, der über den Verbleib des Ritters die geringste Kunde geben konnte. Die Brüder gaben die nutzlosen Nachforschungen auf und verloren selbst die Lust an der Jagd und den Turnieren, die ab und zu in der Nähe und in der Ferne gehalten wurden.

Bruder Jeremias, der Klausner, kam fast täglich in die Burg, um in der Schloßkapelle das heilige Meßopfer darzubringen; nur an Sonn- und Festtagen nicht, weil dann die Geistlichen in der Umgegend seiner Hülfe bedurften. Anfangs hatte er häufig den Versuch gemacht, die Frauen zu trösten, aber als er sah, daß sich der Schmerz unvertilgbar in die Brust des Burgfräuleins eingegraben hatte, schwieg er und überließ es der Zeit, ihr Heilpflaster auf ihre Wunde zu legen.

Klaus hätte seine Zither an einem Baum zerschlagen können, wenn er mit derselben allein auf Homburg angewiesen gewesen wäre, denn seit Hans auf eine so unerklärliche Weise verschwunden war, durfte da oben kein Sang und kein Spiel mehr ertönen. Gleichwohl

war er täglich in der Burg anwesend, um auszuspioniren, was vorging und es den Heringern zu überbringen. Für gewöhnlich gab es nur unbedeutende Dinge zu berichten, aber als man allgemein die Ueberzeugung bekam, daß Hans nicht mehr unter den Lebenden weile, da kamen die Ritter aus der Nähe und der Ferne, sich um Margarethens Hand zu bewerben. Jetzt gab es für den Sänger viel zu thun, denn er mußte nicht allein auf Homburg, sondern auch auf den Burgen der Freier spioniren. Für ihn und den Heringen stand es ja fest, daß das Burgfräulein sich niemals verheirathen durfte.

Die beiden Uebelthäter hatten indessen leichtes Spiel, denn Margaretha war fest entschlossen, sich nie einem andern Manne zu eigen zu geben. Wie edel und hochgeboren, wie reich und mächtig auch die Ritter sein mochten, sie wies sie alle auf eine freundliche Weise ab, und als schließlich auch die Mutter und die Brüder in sie drangen, schüttelte sie den Kopf und gab zur Antwort: „Quält mich nicht, meine Liebe hat einzig und allein dem Bräutigam gegolten, und einem zweiten kann ich sie niemals schenken?“

Nach und nach blieben die Ritter weg und auf Homburg trat wieder die gewohnte Stille und Einsamkeit ein.

An einem hohen Festtage machten sich Margaretha und ihre Mutter auf den Weg nach Nommern, um dort dem Hochamte beizuwohnen. Das Dorf und die Kirche, über welche die Herren von der Fels das Schutzrecht übten, lag eine Stunde von ihrer Burg entfernt; dazu war der Weg rauh und holperig, aber die beiden Frauen ließen sich weder von dem schlechten Wege, noch von Wind und Wetter abhalten.

Sie ritten heute Morgen schon in der Frühe auf ihren Zeltern von dannen, denn es hatte in der Nacht stark geregnet, und sie mußten einen weiten Umweg machen, um die Pfützen und Regenlachen zu vermeiden. Die beiden Brüder ritten eine Strecke voraus, um die Frauen nicht in der Unterhaltung zu stören.

Margaretha schien etwas Wichtiges auf dem Herzen zu haben, denn ihre Sprache war ernst und feierlich und sie hielt manchmal mitten in der Rede inne und seufzte.

„Was hast Du, mein Kind?“ fragte die Mutter besorgt.

„Ich will es Dir sagen, wenn wir aus der Kirche zurückkehren,“ gab sie zur Antwort, „denn ich muß mich noch einmal mit Gott berathen.“

Die Kirche war heute voller festtäglich gekleideter Menschen, denn auch die Bewohner der Herrschaft Mayfenburg waren auf allen Wegen herbeigeströmt, um dem heiligen Opfer beizuwohnen.

Die Herren von der Fels und die beiden Frauen stiegen vor der Kirche von ihren Pferden und übergaben dieselben einem Pagen, dann schritten sie durch das weite Thor in das Gotteshaus und begaben sich auf den Chor, wo die Wappen und Bildnisse des Geschlechts hingen. Manches Auge schaute ihnen nach, und die Herzen der ritterlichen Jünglinge schlugen höher, als die schöne Jungfrau sittig und mit niedergeschlagenen Augen an ihnen vorüberwandelte.

Margaretha kniete in ihrem Betstuhle nieder und versenkte sich in die Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Von dem großen kirchlichen Pompe, der sich im Chor entwickelte, sah sie nichts, denn die Leiden des Herrn nahmen sie ganz in Anspruch.

Auf dem Heimwege ritten die Brüder den Frauen zur Seite, und es fand sich lange keine Gelegenheit, mit der Mutter zu reden. Mitten im Walde aber hielt sie ihren Zelter an und bat die Burgfrau um eine Unterredung.

Die Mutter sah ihr Kind erstaunt an, denn Margaretha hatte vor ihren Brüdern sonst niemals ein Geheimniß gehabt.

„Mutter,“ sprach das Fräulein, „zürnt mir nicht, wenn ich Euch einen Entschluß mittheile, der schon lange in meiner Seele keimte. Seitdem Hans von Weiler verschwunden ist, hat das Leben mit seinen Sorgen und

seinem Geräusch keinen Reiz mehr für mich; ich sehne mich, in den stillen Mauern eines Klosters Gott zu dienen. Lange habe ich gerungen, weil es mir schwer fällt, Euch zu verlassen, aber die Stimme Gottes ruft immer lauter in mir und ich bin nun auf den Punkt gekommen, wo ich um Euere Einwilligung ersuchen muß. Ich bitte, versagt mir dieselbe nicht, denn ich würde mich unglücklicher fühlen, als ich beschreiben kann, wenn Ihr mich gegen meinen Willen zurückhieltet."

Die Burgfrau hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß sie bis in den Tod mit ihrem Kinde vereinigt bleiben würde; sie war deßhalb nicht wenig erschrocken, als sie Margarethen's Bitte vernahm.

„Mein Kind," gab sie mit Thränen in den Augen zur Antwort, „ich fürchte, Du bist bei Deinem Entschlusse übereilt zu Werke gegangen. Es ist wohl nicht der innere Beruf, der Dich treibt, sondern der Schmerz um Deinen Bräutigam. Er war ein edler Ritter, aber in unserem Lande ist noch Mancher, der ihm in jeder Beziehung ebenbürtig ist. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo sich Deine Schmerzen lindern, und dann wirst Du in der Gesellschaft eines braven Gemahls für Deinen Verlust entschädigt werden."

„O meine Mutter!" gab Margaretha zur Antwort, „ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich niemals einem Manne angehören werde, selbst dem Kaiser würde ich dieses sagen, wenn er um meine Hand würbe. Für Dich und meine Brüder entsteht also kein anderer Verlust, als daß Ihr meine Gegenwart entbehren müßt. Es ist nur ein kleines Opfer, wenn Ihr bedenkt, daß ich dort die Ruhe des Herzens finde und nicht aufhören werde, für Euch zu beten. Widerstrebt nicht dem Rufe und der Gnade Gottes und laßt mich ziehen. Das Kloster Marienthal habe ich gewählt, um dort das Ordenskleid anzulegen."

Die Mutter machte noch eine Menge Einwendungen, die alle darin gipfelten, das Opfer, ihre einzige Tochter von sich zu lassen, sei zu groß.

„Meine geliebte Mutter," hob Margaretha wieder an, „Du bringst das Opfer dem Allmächtigen, der Dich dafür belohnen wird; darum folge dem Beispiele anderer hochherziger Frauen und lasse mich ziehen. Gedenke der Gräfin von Vianden. Auch sie hatte nur eine einzige Tochter, Yolande. Diese Yolande war eine hochgeborne Gräfin, einem alten, erlauchten Geschlechte entstammend. Die Vornehmsten des Landes bewarben sich um ihre Hand, sie hatte unermeßliche Reichthümer und war von Allen hochgeehrt. Wie schwer mußte es der Mutter fallen, sie ziehen zu lassen! Dennoch machte die Gräfin von Vianden keine Einwendung, und jetzt ist Yolande die Abtissin des Klosters, welches ich zu meinem Aufenthalte gewählt habe. Denket ferner an Ohrtrud, die Tochter meines Oheims Herbard, und all' die adeligen Jungfrauen, welche aus Liebe zu Gott den Schleier nahmen. Nochmals bitte ich Euch, legt mir kein Hinderniß in den Weg!"

Die Mutter weinte, aber sie konnte sich nicht entschließen. „Warte noch," sprach sie, „denn sicher wirst Du bald finden, daß Dein Entschluß ein übereilter war."

Schweigend ritten sie nebeneinander bis zur Burg. Heute und die folgenden Tage war keine Rede mehr von dem Kloster; die Burgfrau vermied es absichtlich, darauf zu kommen, und als Margaretha von selbst anfing, da schüttelte sie verneinend das Haupt und entgegnete: „Ich werde mich nimmer in den Gedanken finden, Dich nicht mehr zu besitzen. Bleibe bei mir, bis ich für immer die Augen geschlossen habe, dann magst Du nach eigenem Gutdünken über Dein Leben bestimmen."

Margaretha sah wohl, daß es einer sehr gewichtigen Fürsprache bedürfe, wenn sie zu ihrem Ziele gelangen wollte. An wen aber sollte sie sich in dieser Angelegenheit wenden?

„Wenn Einer auf der Welt sie umstimmen kann, so ist es der ehrwürdige Bruder Jeremias", dachte sie. „Er ist der Einzige, welcher einen so bedeutenden Einfluß auf die Meinigen hat. Er war seit Jahren auf der

Burg heimisch. Meine Brüder und mich hat er in den Wissenschaften, meinen Bruder Kuno in der Heilkunde unterrichtet; er war stets ein treuer Freund und Berather meiner Familie, und jetzt unternehmen sie nichts Wichtiges, ohne seinen Rath einzuholen."

Gedankenvoll verließ sie die Burg und wandelte den Schloßberg hinab; dann wendete sie sich dem Walde zu und gelangte nach einiger Zeit an die moosbewachsene Zelle des Klausners.

Der fromme Mann bekam zuweilen Besuch von den beiden Frauen; er wunderte sich deßhalb auch nicht, als Margaretha sich seiner stillen Klause näherte. Er verließ dieselbe, empfing die Jungfrau, führte sie auf eine Bank an der murmelnden Quelle und fragte nach ihrem Begehren.

„Ehrwürdiger Vater, ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit," gab sie zur Antwort, „und ich hoffe zu Gott, daß Ihr mir Euere Hülfe nicht versagen werdet."

Der Klausner war im höchsten Grade verwundert, als er hörte, daß sie den Schleier nehmen wollte. „Meine Tochter," gab er zur Antwort, „prüfe Dich wohl, bevor Du einen so wichtigen Schritt thust, damit Dir nicht zu späte Reue das Leben verbittere. Bedenke, daß Deiner die Freuden der Welt warten, wenn Du in der väterlichen Burg bleibst. Schöne Kleider, festliche Mahlzeiten, Jagd und Tanz rufen Dir. Im Kloster aber giebt es keine Freude, als das Gebet, keinen andern Festsaal, als die Kirche. Statt Dich im Tanze zu drehen, wirst Du Dir die Kniee wund liegen; Deine Mahlzeit wird schwarzes Brod, Dein Trank das klare Wasser sein. Auf der Homburg kannst Du befehlen und Dich von Deinen Zofen bedienen lassen; hundert Hände stehen Deinem Rufe bereit, und wohin Du willst, kannst Du Deine Schritte lenken. Anders ist es im Kloster: Wenn Du einmal die Thüre desselben hinter Dir hast, so stehst Du mit dem Niedrigstgebornen auf der gleichen Stufe; auf der Schwelle hört Dein eigener Wille auf; Du hast

nicht mehr zu befehlen, sondern zu gehorchen, und glaube mir, es wird Dir hart vorkommen und Dein Stolz wird sich empören, wenn Du nicht die geringste Liebhaberei, kein Eigenthum, keinen Willen mehr haben darfst.

„Hier schläfst Du, so lange es Dir beliebt, und wenn Du aufwachst, lenkst Du Deine Schritte, wohin es Dir gefällt; dort hängt das Erwachen nicht von Deinen Wünschen, nicht von Deinen Bedürfnissen ab, sondern die eiserne Regel ruft Dich zur Nachtzeit, bei jeder Witterung, bei jedem Gesundheitszustande aus dem süßen Schlummer und Deine Spaziergänge begrenzen sich auf den Altar und die Zelle.

Sieh' Dich also wohl vor, daß Du keinen unüberlegten Schritt thust."

„Ehrwürdiger Vater," antwortete Margaretha, „Sie könnten noch viel mehr aufzählen, um den Contrast zwischen einem freien Leben und dem Kloster mit krassen Zügen zu zeichnen, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Demjenigen, welchem der Ruf Gottes ertönt, die Dinge dieser Welt schaal und werthlos sind, daß er also gar kein Opfer bringt, wenn er dem Drange seines Herzens folgt. Ich habe mich geprüft, lange und sorgfältig geprüft und weiß, daß niemals die Reue über mich kommen wird; darum, ehrwürdiger Vater, macht mir das Scheiden nicht schwer, sondern sucht es mir vielmehr zu erleichtern und helft mir bei der Mutter und den Brüdern den letzten Widerstand besiegen."

Der Klausner überzeugte sich mehr und mehr, daß das Burgfräulein keiner augenblicklichen Laune folgte, sondern wirklich eine innere Neigung für das Klosterleben hatte.

„Ich werde mit Deiner Mutter und Deinen Brüdern reden," sprach er; „im Uebrigen thun wir wohl, den Finger Gottes walten zu lassen und uns seinem Willen zu fügen. Auf jeden Fall rathe ich Dir an, die Einwilligung der Deinigen abzuwarten und nicht im Unfrieden von ihnen zu scheiden."

Der fromme Waldbruder stimmte Mutter und Brüder um und sie gaben ihre Einwilligung.

Schon am folgenden Tage bestiegen Margaretha, die Mutter und die Brüder ihre Rosse und ritten hinüber nach Marienthal. Die fromme Fürstin Ermesinde von Luxemburg hatte dieses Kloster auf Betreiben des Dominikanermönchs Walther von Meysenburg für die Edelfräulein des Landes erbaut. Alle adeligen Damen, welche sich in der Welt nicht wohl fühlten, zogen sich hieher zurück, um unter Gebet und Entsagung dem Herrn zu dienen. Unter dem besondern Schutze der Königin Bianka von Frankreich stehend, war das Kloster von jeher hochangesehen, und der Ritter Herbrand von der Fels hatte während seiner Lebzeit mit kräftiger Hand die Schirmvogtei über dasselbe geführt.

Jetzt stand das Kloster unter der Leitung der Abtissin Yolande, einer Tochter des Grafen Heinrich von Vianden und der Margaretha von Courtenay.

Yolande gewahrte die kleine Cavalcade von den obern Zimmern des Klosters und ging hinab, um sie zu empfangen, denn es geschah oft, daß die Verwandten der Stiftsdamen nach Marienthal kamen, um ihre Angehörigen zu besuchen. Eine Vermehrung ihrer Insassen hatte sie nicht vermuthet und war deßhalb ein wenig verwundert, als die schöne Jungfrau ihren Entschluß kund that, den Schleier zu nehmen.

„Mein Kind," sprach sie, „wer mit einem reinen und gotterfüllten Herzen kommt, und wer die Ueberzeugung in sich trägt, daß er ohne Reue den Freuden der Welt den Rücken kehren kann, der findet hier den Frieden Gottes. Ich hoffe, daß Du keinen unüberlegten Schritt thust, denn wer keinen wirklichen Beruf zu dem klösterlichen Leben hat, der thut besser, in der Welt zu bleiben."

Margaretha gab ihr die Versicherung, daß sie sich wohl geprüft habe, und über ihren Schritt niemals Reue empfinden werde. Da auch die Mutter und die Brüder dieser Ansicht waren, so gab Yolande ihre Einwilligung

zu der Aufnahme und fragte nach dem Tage des Eintrittes.

„Wenn es geschehen kann," antwortete Margaretha, „so möchte ich gleich da bleiben, denn der Schmerz des Abschiedes wird sich noch einmal erneuern, wenn ich wieder nach Hause zurückkehre; auch drängt es mich, recht schnell meinen Beruf anzutreten."

Da die Trennung nun doch einmal nahe bevorstand, so hielt auch die Burgfrau ein schnelles Handeln für gut, und nachdem sie alles Nöthige mit der Abtissin besprochen hatten, nahmen sie unter Thränen Abschied von einander.

Unter der Thüre wandte sich die Burgfrau noch einmal um und sprach: „Ehrwürdige Abtissin, nehmt den Zelter, auf welchem meine Tochter hiehergeritten ist, zum Dienste des Klosters an, und wenn es in Euern stillen Mauern an Lebensmitteln oder sonst Nöthigem gebricht, so scheut Euch nicht, auf Homburg vorzusprechen; es soll Euch Alles gegeben werden, was Ihr bedürft."

Die Pforten des Klosters schlossen sich und Margaretha wurde in die schmucklose Zelle geführt, in welcher sie künftig wohnen sollte.

Klaus beeilte sich nach Heringen zu wandern, um dem Ritter die freudige Botschaft zu bringen, daß Margaretha glücklich beseitigt sei. Da auch die beiden Brüder noch Junggesellen waren, so gaben sie sich der Hoffnung hin, sie würden sich nicht allzusehr an die Burg binden, sondern viel umherschweifen und zu irgend einer Zeit die günstige Gelegenheit bieten, die Burg überrumpeln zu können.

Auf Homburg wurde das Leben jetzt gar einsam. Margaretha war die Sonne gewesen, um die sich Alles gedreht hatte. Obschon es in der Umgegend bekannt geworden, daß sie sich nicht verheirathen wollte, so war doch noch mancher Ritter hingekommen, um sie zu sehen und sich an ihrer Schönheit zu freuen. Auch die Edelfräulein aus der Nachbarschaft hatten häufig vorgesprochen und den Bewohnern die Zeit gekürzt. Das

war nun Alles anders geworden. Der Thurmwart konnte ruhig schlafen, denn höchst selten geschah es, daß er sein Horn an den Mund setzen mußte, um die Ankunft eines Ritters oder eines Fremden zu melden.

An der Jagd hatten die Brüder die Freude verloren, Krieg gab es nicht, und so empfanden sie auf ihrer Burg eine tödtliche Langeweile.

Eines Tages that der Bannerherr seiner Mutter und seinem Bruder kund, daß er sich sehne, nach dem Elsaß zu reiten, um einen lieben Freund heimzusuchen, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Beide gönnten ihm die Zerstreuung von ganzem Herzen, und so machte er sich schon am folgenden Tage auf den Weg.

Kaum war er über die Zugbrücke geritten, so verließ auch Klaus seine Wohnung und begab sich nach Heringen, wo er erst nach längerem Warten Einlaß erhielt, denn seit Hans von Weiler hier im Kerker lag, trieb das böse Gewissen den Burgherrn zu stets strengern Vorsichtsmaßregeln. In jedem Menschen vermuthete er einen heimlichen Spion, in jedem Ritter einen Feind, und selbst seine Bundesgenossen waren von seinem Mißtrauen nicht ausgenommen.

Als endlich die Brücke aufgezogen wurde, kam der Knappe Konrad, um ihn in Empfang zu nehmen, aber vorher spähte er den Berg hinab, ob kein Feind in der Nähe sei.

„Wie geht's auf Heringen?“ fragte Klaus.

„Nicht gerade zum Besten,“ antwortete der Knappe; „unser Ritter schreitet wie ein bissiger Bär aus einem Zimmer in das andere; er hat nirgends Ruhe, und wir Alle müssen seine schlechte Laune entgelten.“

Klaus wollte Etwas erwiedern, aber schon hatte ihn Heringer bemerkt. Sogleich war sein Mißtrauen wach und er unterstellte, daß die beiden Männer sich über ihn und zwar nicht in der freundlichsten Weise unterhielten oder gar gegen ihn conspirirten.

„He, Klaus,“ rief er durch das offene Fenster, „was hast Du mit dem Knappen zu tuscheln? Auf Heringen

wendet man sich an den Hausherrn, nicht an die Knappen."

Klaus begab sich in die Burg, verneigte sich tief vor dem Ritter und sprach: „Gestrenger Herr, auf Homburg gestaltet sich Alles zu Euerem Vortheile. Margaretha ist im Kloster, und so eben hat sich der Bannerherr nach dem Elsaß begeben, wo er längere Zeit zu verweilen gedenkt. Auf der Burg ist also nur Kuno vorhanden!"

„Und was soll diese Botschaft?"

„Ich denke, sie ist wichtig genug. Wenn je ein Ueberfall Aussicht auf Gelingen hat, so ist es jetzt der Fall, denn dem Kuno werdet Ihr doch den Mann stellen können. Ich habe mir schon den ganzen Plan überlegt. Sammelt sofort Euere Mannen und bewaffnet sie. Heute Nacht, wenn auf der Burg Alles im tiefen Schlafe liegt, ziehen wir leise hinauf. Der Thorwart wird sich keinen Augenblick bedenken, uns zu öffnen, denn ich habe ihn mit der Aussicht auf eine gute Stellung schon lange für Euch gewonnen. Sind wir einmal drinnen, so werden wir leicht Herr des Platzes. Unter meiner Führung werden die Schildwachen schnell niedergestoßen, und mit den Uebrigen, die, trunken vom Schlafe, überfallen werden, räumen wir ebenfalls schnell auf, denn ich habe Einverständnisse auf der Burg, die uns jede Thüre öffnen."

Heringer schritt auf und nieder und erwog, was nun zu thun sei.

„Beim Satan," rief er nach einer Weile, „was Dir so leicht dünkt, erscheint mir schwer. Die Burg würden wir allerdings einnehmen, aber ob wir sie auch behalten könnten, das ist eine andere Frage. Ist Ludolf auch augenblicklich im Elsaß, so wird er doch wiederkommen und für sein Eigenthum kämpfen. An Hülfe fehlt es ihm nicht, denn er hat tausende von Vasallen, die mit Freuden ihr Leben für ihn lassen. Die Folge einer so unüberlegten That würde der Verlust Heringens, vielleicht meines Lebens sein. Nein, die Wehrlosigkeit von Homburg muß noch größer werden, ehe ich zum Angriffe übergehe."

„Aber, gestrenger Herr Ritter, Euere Helfer haben doch auch einigen Anspruch auf Berücksichtigung. Mit dem ewigen Warten ist uns nicht gedient."

Heringer ballte die Faust, warf ihm einen furchtbaren Blick zu und schrie: „Muß ich nicht auch warten? Von dem da unten, der wie durch ein Wunder noch immer am Leben ist, habe ich noch nicht das geringste Zugeständniß erhalten; womit also sollte ich Euch belohnen?

„Wartet, wie es treuen Unterthanen ziemt. Wenn die Zeit gekommen, werdet Ihr nicht leer ausgehen. Jetzt aber will ich von all' Deinen Plänen nichts mehr hören, bis ein günstigerer Augenblick gekommen."

Die Reise des Bannerherrn hatte einen Erfolg, an den man weder auf Homburg, noch auf Heringen gedacht hatte. Zur größten Besorgniß der Burgfrau blieb er über die festgesetzte Zeit aus. Eingedenk des unerklärlichen Verschwindens des Hans von Weiler gab sie sich den größten Befürchtungen hin und bestand darauf, daß ihm einer der Dienstmannen nachreise, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Auch Kuno war nicht ohne Besorgniß, und er meinte, es sei wohl am besten, daß er selbst mit einer Schaar streitbarer Männer sich auf den Weg mache.

Die Burgfrau wollte ihn nicht gerne von sich lassen, weil sie fürchtete, in seiner Abwesenheit könne das Schloß von Feinden überfallen werden, aber ein tapferer Ritter erbot sich, während seiner Reise das Schloß so sorgfältig zu bewachen, daß keine Maus sich ungesehen demselben nähern könne.

So machten sie denn Alles zur Abreise bereit, aber am Vorabende ertönte plötzlich in sehr langgezogenen Tönen die Tuba des Thürmers; bald darauf stieß auch der Thorwart Theobald in das Horn.

Klaus, der gerade bei dem Thorwart anwesend war, steckte neugierig den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, wer denn mit so viel Lärm angekündigt werde. Auch auf den Thürmen und an den Fenstern erschienen Köpfe.

„Ludolf wird es sein," riefen die Burgfrau und Kuno fast gleichzeitig aus und eilten auf den Altan. In der Ferne wurde jetzt ein Ritter sichtbar, aber es war weder Ludolf, noch irgend ein anderer Ritter der Umgegend, das konnte man deutlich an seinem fremdartigen Helmschmucke sehen.

Die Aufregung in der Burg steigerte sich noch, als der Ritter mit hochaufgepflanzter Friedensfahne vor dem Wallgraben erschien. Niemand konnte begreifen, was für Botschaft er brachte.

Als die Zugbrücke niedergelassen war, sprengte er in den weiten Schloßhof und begehrte die Burgfrau und ihren Sohn zu sprechen. Sogleich wurde er in den Rittersaal geführt. Hier nahm er den Helm ab, beugte seine Kniee vor der Burgfrau und sprach: „Hohe Frau, ich habe meinem Rappen, seit ich das Elsasserland verließ, keinen Augenblick Rast vergönnt, um Euch eine fröhliche Botschaft zu bringen. Ihr sollt wissen, daß Euer Sohn Ludolf, der hochachtbare Bannerherr von Luxemburg, sich mit Elsbeth, der Tochter des Grafen Hoya verlobt hat und zu diesem Bunde Euere Erlaubniß und Eueren Segen erbittet, damit er seine Braut bald als sein geliebtes Weib an Euern Herd führen darf."

Die Burgfrau und Kuno waren hoch erstaunt, aber auch erfreut, denn schon lange war es ihr Wunsch gewesen, daß der Erstgeborne der von Fels eine Hausfrau nehme.

„Steht auf, Herr Ritter," sprach die Burgfrau, „und seid gewiß, daß Ihr uns durch diese Nachricht eine große Freude bereitet habt. Wenn Ihr Euch von der Reise erholt habt und umkehrt, so meldet meinem Sohne, daß ich seine Wahl billige und mit Sehnsucht des Augenblickes harre, wo er mir die edle Schwiegertochter in's Haus führt."

„Ich darf nicht weilen," antwortete der Ritter, „gebt mir nur einen Imbiß und einen Becher Wein, damit ich mein Roß wende, denn der Bannerherr zählt die Stunden, bis ich zurück bin."

Vergebens waren alle Bitten; er bestand auf schleuniger Umkehr.

So ließen sie ihn denn ziehen, und dem Bannerherrn kund thun, daß sie seine Wahl billigten und sich in hohem Grade freuten, die künftige Schwiegertochter in Empfang zu nehmen.

Der Ritter empfahl sich und sprengte von dannen, um dem Bannerherrn recht bald die gute Nachricht zu bringen.

IX.

Klaus hatte sich den Vorfall und jedes dabei gefallene Wort sehr wohl gemerkt, und als der Ritter seinen Rückweg gen Elsaß antrat, begab er sich ungesäumt nach der Burg Heringen, um den Ritter von Allem zu unterrichten.

„Beim gehörnten Teufel," schrie dieser, „so ein Querstrich war nicht vorauszusehen. Ich habe immer gedacht, der fromme Kopfhänger werde ewig Junggeselle bleiben. Nun wird sich seine Macht nicht unerheblich verstärken, und es ist vorauszusehen, daß die Hoya, die ebenfalls mächtig sind, ihm in jeder Fehde starke Hand leisten."

„Könnte man dieser Verbindung nicht zuvorkommen?" fragte Klaus.

„Und wie sollte das geschehen?"

„In ähnlicher Weise, wie es bei Hans von Weiler geschehen. Es wird mir nicht schwer fallen, auszukundschaften, wann das Brautpaar sich der Heimath nähert, und ich denke, es hat keine Schwierigkeit, sie an irgend einer günstigen Waldstelle zu überfallen oder niederzumachen oder sie in die Gefangenschaft zu schleppen."

Heringers Augen blitzten hell auf; der Plan gefiel ihm nicht übel, denn wenn es gelang, dann stand ihm auf Homburg nur noch Kuno gegenüber. Mit den Händen auf dem Rücken ging er auf und ab und zählte in Gedanken seine Leute. Anfangs ging ein schadenfrohes Lächeln über seine Lippen und er malte sich mit lebhaften

Farben die Bestürzung der Felser aus, aber nach und nach wurden seine Züge wieder ernst.

„Es geht nicht," sprach er, „Alles scheitert an meiner geringen Macht."

„Ah, Herr Ritter, ich glaube, Ihr schlagt dieselbe zu niedrig an. Habt Ihr nicht ein Bündniß mit den sämmtlichen Nachbarn gemacht?"

„Allerdings, Klaus, aber sie werden sich zu einer so offenen Verletzung des Landfriedens nicht hergeben, weil sie fürchten müssen, nicht allein von den Felsern, sondern auch von dem Grafen von Luxemburg zu Paaren getrieben zu werden."

„Die Sache muß ganz geheim abgemacht werden, wie bei Hans von Weiler."

„Das wäre allerdings am besten, aber wenn meine Nachbarn mir wirklich Heeresfolge leisteten, so würde es nimmer verschwiegen bleiben, denn wo mehr als drei um ein Geheimniß wissen, da ist es schon verrathen."

„Nun, so wagen wir's mit unsern Leuten."

„Das geht ebenfalls nicht. Ludolf und seine Braut werden nicht ohne ritterliche Begleitung kommen, und von Fels aus wird man ihnen ohne Zweifel ein Ehrengeleit entgegenschicken. Selbst, wenn ich mich auf alle meine Leute verlassen könnte, sind wir zu schwach, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß noch vor der Hochzeit eine Belagerung von Heringen stattfinden würde."

„Zum Henker," sprach Klaus, „wann wird denn endlich die Stunde kommen, wo der Ritter von Heringen sich stark genug fühlt, einen männlichen Kampf zu wagen?"

„Hölle und Teufel," schrie Heringer, indem er nach dem Schwerte griff, „ich hoffe nicht, daß es einem so elenden Kehlenwürger in den Sinn kommt, an meinem Muthe zu zweifeln."

Der Sänger sprang zur Seite und wich so dem nach ihm geführten Hiebe aus. „Herr Ritter," sprach er, „wenn Ihr Euere besten Bundesgenossen erschlagt, so beraubt Ihr Euch einer Hülfe, die Ihr nicht hoch genug anschlagen könnt."

Heringer steckte das Schwert wieder ein und entgegnete in gemäßigtem Tone: „Laß Dir's nie wieder beikommen, solche Worte fallen zu lassen.“

„Gestrenger Herr Ritter,“ antwortete Klaus, indem er demüthig das Haupt senkte, „Ihr wißt, daß ich Euch blindlings ergeben bin und daß es mir nicht in den Sinn kommt, Euch tadeln zu wollen. Wenn mich mein Eifer einen Augenblick zu weit trieb, so geschah es nur aus Liebe zu Euch.“

Heringer schaute ihn mit einem sonderbar lauernden Blicke an und sprach: „Wenn es wirklich so steht, mein Freund, so gäbe es wohl noch einen andern Weg, vor oder nach der Hochzeit die Personen, die uns hinderlich sind, unschädlich zu machen.“

Er hielt inne und Klaus sah ihn fragend an.

Der Ritter schien Bedenken zu tragen, noch weiter zu sprechen. Forschend ruhte sein Auge auf dem Sänger. Nach einer Weile fuhr er fort: „Mein Freund, ein Ritter kann seine Hände wohl mit Blut beflecken, es gehört zu seinem Handwerke; aber er darf zu keinem Mittel greifen, welches von dem gewöhnlichen Menschenverstande als ehrlos betrachtet wird; dagegen können sich andere Menschen wohl über solche Rücksichten hinwegsetzen.“ —

Was der Ritter dachte, wollte ihm nicht recht über die Zunge. Klaus merkte es recht gut, und er begriff, daß der Mann, welcher sonst vor dem Schlimmsten nicht zurückscheute, wohl etwas ganz Entsetzliches im Sinne haben müsse.

Darin hatte er sich auch nicht geirrt, denn der Ritter machte ihm einen Vorschlag, bei dem selbst dieser hartgesottene Sünder zurückbebte.

„Klaus,“ sagte er, indem er seine Stimme zu einem leisen Flüstern herabstimmte, „es fehlt nicht an Beispielen, daß unbequeme Leute plötzlich und im richtigen Augenblicke gestorben sind.“

„Wie meint Ihr, gestrenger Herr?“ fragte Klaus, während sich seine Gesichtsfarbe ein wenig veränderte.

„Man kann das Ende, welches jedem Menschen

unzweifelhaft einmal bevorsteht, beschleunigen. Cäsar starb durch die Dolche der Verschwornen, aber einen solchen Fall können wir nicht brauchen, denn eine That, die verborgen bleiben soll, darf nur von einem Einzigen ausgeführt werden. Nero ließ seine Mutter durch den Obersten der Flotte tödten, aber dieser Fall wurde ruchbar. Tiberius wurde mit Kissen erstickt; aber das Alles geht für uns nicht an. Weißt Du keine andere Todesart, welche keine äußerlichen Spuren zurückläßt?"

Klaus brauchte nicht lange zu rathen. „Ja, gestrenger Herr Ritter," sprach er, „ich kenne eine, die den Menschen von Innen tödtet. Gift!!!"

„Gift," flüsterte Heringer, „das ist das richtige Mittel, und Du der richtige Mann."

„Wie sollte ich in die Gelegenheit kommen, es anzuwenden?"

Heringer faßte den Sänger so fest an der Schulter, daß es ihm Schmerzen verursachte. „Bei der Hochzeit," zischelte er, „bei der Hochzeit wird es Dir nicht schwer fallen, dem Bräutigam und der Braut heimlicher Weise ein Pülverchen in den Wein zu schütten."

Klaus war ein Mensch der niedrigsten und gemeinsten Gesinnung, und ohne Bedenken würde er die That vollführt haben, wenn er gewußt hätte, daß es verborgen bliebe; aber ein solcher Todesfall mußte Aufsehen erregen und konnte ihm den Kopf kosten.

„Herr Ritter," gab er zur Antwort, „ohne Zweifel würde ein gutes Gift prächtige Dienste leisten, aber ich sehe nicht die Möglichkeit, es ihnen beizubringen. Bei Tafel wird mir stets ein entfernter Sitz angewiesen und ich komme niemals in die Nähe der Herrschaften."

„Du hast mir gesagt, Kannemann, der Kellermeister, liebe das Geld; ihm ist es doch wohl ein Leichtes, die That auszuführen!"

„Mit Nichten, gestrenger Herr. Auch würde er für eine Million nicht darauf eingehen, denn jeden Humpen, den er der Herrschaft überreicht, muß er in ihrer Gegenwart kredenzen. Ihr seht, er würde sich selbst den Tod

hineingießen, und das thut Niemand für alle Schätze der Welt."

„Hm, durch den Kellermeister geht es also nicht; aber Arthur, der Koch. Sollte er nicht für eine anständige Summe bereit sein? —"

„Mit dem, Herr Ritter, ist in dieser Beziehung Alles zu wagen. Er würde es versprechen und dann, um eine noch größere Summe zu erhalten, den Verräther spielen."

„Und auch keine von den Hofdamen wäre zu gewinnen? Kein Page — kein —"

„Niemand, Herr, wenigstens jetzt nicht. Später vielleicht —"

„Schweigen wir davon," unterbrach ihn der Ritter mürrisch. „Ich sehe wohl, wir müssen diese Arbeit der Zeit und dem Zufalle überlassen."

Die beiden Bösewichter schieden von einander; die Besprechung hatte hingereicht, den Einen gegen den Andern mißtrauisch zu machen, gegenseitig auf ihrer Hut zu sein.

Steigen wir nun einen Augenblick in das Verließ des Hans von Weiler hinab.

An jenem Tage, an welchem Heringer in das Gefängniß kam, war in dem Gefangenen der Gedanke aufgestiegen, ob es nicht leichter sei, die Thüre zu sprengen oder zu zertrümmern. Er beleuchtete dieselbe deßhalb mit der Laterne, machte aber die Entdeckung, daß sie zwei Fäuste dick war und aus starkem Eichenholze bestand. Mit seiner Eisenstange konnte er da nichts ausrichten, und das Schloß war ein wahres Monstrum an Größe und Schwere.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er auf diese Weise die Freiheit nicht erlangen konnte, kehrte er wieder zu seiner ursprünglichen Arbeit zurück. Nach und nach durchbrach er die Mauer und machte ein so großes Loch, daß er hindurch schlüpfen konnte.

Ehe die Essenszeit kam, mußte er jedesmal aufhören, die Steine wieder an ihren Ort bringen und in die Fesseln schlüpfen. Das Herausbringen des Grundes war

sehr beschwerlich, denn er konnte denselben nur auf einen Haufen zusammenscharren und mußte ihn dann, rückwärts kriechend, mit den Händen nachziehen. Im Thurme begann hierauf die Arbeit des Vertheilens. Da es immer möglich war, daß man einmal den Boden untersuchte, so würde der frische Grund sogleich entdeckt worden sein, deßhalb mußte er für jede kleine Parthie den Boden aufgraben, den frischen Grund in das Loch bringen und den alten darüber decken.

Auch heute hatte er sich wieder in dieser Weise beschäftigt und war so eben, müde und matt, wieder in seine Ketten geschlüpft, als er auf der Treppe den schweren Tritt hörte, der ihn schon einmal erschreckt hatte.

Auch diesmal war es der Ritter mit dem rothen Kreuze. „Hans von Weiler," sprach er, „Du hast mir neulich eine abschlägige Antwort gegeben. Ich komme nun noch einmal, Dich zu fragen, ob Du mir freiwillig Deine Herrschaft abtreten willst. Ewige Gefangenschaft oder Freiheit. Wie kann Dir da die Wahl schwer fallen?"

„Die Wahl ist leicht," antwortete Hans; „mit meiner Bewilligung wirst Du keine Taubenfeder, kein Baumblatt erlangen. Ich vertraue auf den Allmächtigen, der die Unschuldigen niemals verläßt. Wahrlich, es wird ein Tag kommen, wo er mit Dir zu Gerichte sitzt!"

„Diesen Tag wirst Du nimmer erleben," spottete der Heringer; „aber Dich werde ich schon mürbe bekommen. Wenn es nicht anders geht, so habe ich noch Folterinstrumente, die den Störrigsten willig machen."

„Ich traue ein so unritterliches Verfahren dem verlarvten Bösewichte schon zu," antwortete Hans, „aber es giebt keine so fürchterliche Folter, die ich nicht ertragen werde."

„Und wenn sie so fürchterlich würde, daß Du dabei den Geist aufgäbest?"

„Dann wäre ich einer Gefangenschaft entledigt, die zehnmal schlimmer ist, als der Tod. Wolltest Du mich übrigens tödten, so würde Dir das in keiner Weise schwer fallen. Die Arbeit, einen Wehrlosen und Gefesselten

niederzustoßen, ist ja bald geschehen; auch wäre mein Leben bald dahin, wenn Du mir keine Speise mehr zukommen ließest. Da Du von dem Allen nichts thust, so mußt Du ein Interesse daran haben, mich leben zu lassen."

Der Ritter knirschte mit den Zähnen vor Wuth, denn er begann zu fürchten, daß er diesen Eisenkopf niemals bezwingen werde.

„Hans," sprach er, „Du irrst Dich, wenn Du glaubst, ich könnte Dich nicht leben lassen und dieses Leben zu einer tausendfachen Hölle gestalten. Sieh' Dich wohl vor, daß Du nicht eines Tages vor mir auf die Kniee fallen und mich demüthig anflehen mußt, Deine Herrschaft gegen Deine Freiheit umzutauschen."

„Wenn es je dazu käme," antwortete Hans, „wenn der Straßenräuber, der sich schmählich mit dem Zeichen des Kreuzes bedeckt, die Frechheit hätte, sich in meiner Burg anzusiedeln, so würde die Ritterschaft den Vermummten kennen lernen und ihn als einen Ehrlosen aus dem Adelstande stoßen. Wenn Du Deinen besudelten Schild rein erhalten willst, so giebt es nur ein Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen."

„Und dieses Mittel wäre?"

„Mir ohne jede Bedingung die Freiheit zurückzugeben."

Heringer lachte auf und verließ den Kerker.

Als er die Treppe hinaufstieg, blieb er fast auf jeder Stufe stehen und fragte sich, wie es möglich sei, daß ein verlorner Mensch so halsstarrig sei. Er mußte irgend einen Hinterhalt haben, von dem er nichts wußte. Was konnte das sein?

Hatte die Ritterschaft vielleicht Wind von seinem Aufenthalte und hoffte er auf einen gewaltsamen Angriff der Burg? Unmöglich war das nicht.

„Ich muß auf meiner Hut sein," murmelte er, „damit sie nicht eines Tages mein Felsennest ersteigen und dasselbe dem Boden gleich machen."

Mißtrauisch, wie er von Natur war, sah er von

diesem Augenblicke an überall Gespenster. Am Tage lag er stets auf der Lauer und spähte in die Umgegend; Nachts ließ ihn die Furcht nicht schlafen, und so war sein Dasein nicht viel besser, als das seines Gefangenen. Ritt er auf die Jagd, so spähte er hinter jeden Strauch, und wenn er auf die Burgen seiner Bundesgenossen kam, so vermuthete er in jedem einen Verräther, der geneigt sei, ihn heimlich dingfest zu machen und nach Fels zu schleppen.

Stets bis an die Zähne bewaffnet, achtete er auf jedes Wort und jede Bewegung seiner Umgebung.

Häufig war er in der Werkstätte des Waffenschmiedes Amelung zu finden, denn dieser sollte ihm aus feinen Maschen ein stählernes Panzerhemd anfertigen, welches ihn gegen Hieb und Stich schützte und doch so geschmeidig war, daß es die Bewegung seiner Glieder nicht hinderte.

Amelung hatte schon ein Dutzend Versuche gemacht, aber Heringer war mit keinem zufrieden; bald hatte er dieses, bald jenes zu tadeln, und es dauerte lange, bis er endlich das ersehnte Hemd anlegen konnte. Ruhe aber kam auch mit diesem Hemde noch nicht, denn der Wurm des Mißtrauens hörte nicht auf, an seinem Herzen zu nagen.

Pelldram, der Müller, wurde ebenfalls häufig von ihm heimgesucht. Er mußte von allem Getreide eine doppelte Molter nehmen, damit seine Burg für den Fall einer Belagerung reichlich mit Mehl versorgt war. Zuweilen wurde bei Nacht und Nebel auch Vieh von den Weiden gestohlen, in der Burg geschlachtet und eingesalzen.

Während auf Heringen das Leben eigentlich für Niemanden einen rechten Reiz hatte, ging es auf Homburg recht festlich zu.

Schon gleich nach der Abreise des Boten, der die Nachricht von Ludolfs Verlobung gebracht hatte, traf man dort die Vorbereitungen zum Empfange des Bannerherrn und der Elsbeth von Hoya. Die Burgfräulein, welche der Mutter zur Gesellschaft dienten, waren von Morgen bis Abend beschäftigt, ihre Garderoben

in Stand zu setzen und aus Gold- und Silberstoffen neue Gewänder anzufertigen. Auch die Ritter und Knappen sollten im ganzen Pompe ritterlicher Pracht erscheinen. So mußten denn die Damen auch für diese sorgen und Mäntel, Barete, Tricots und Pluderhosen anfertigen.

Die große Gewandkammer glich einem türkischen Bazar; alle Truhen standen offen und wohin man blickte, sah man Atlas, Karmosin, Gold- und Silberstoffe.

Die Burgfrau, in den Künsten der Nadel und der Stickerei wohl erfahren und mit der Heraldik ganz vertraut, war die Leiterin von Allem, und was sich im Laufe der Zeit in ihren Truhen angesammelt hatte, das gab sie mit Freuden her, um die Hochzeit zu verherrlichen.

Auch die Knappen, Söldner und Troßknechte waren nicht müßig, denn alle Waffen und Rüstungen wurden unter der Aufsicht des Seneschalls spiegelblank geputzt.

Ein Heer von Handwerkern zog in die Burg ein, denn alle Zimmer erhielten ein neues Gewand und die große Festhalle wurde mit buntfarbigen Tüchern ausgeschlagen und mit Waffen verziert. Jede Ritze im äußern Mauerwerk wurde ausgeschmiert und ausgekittet, so daß sie ein ganz neues Ansehen bekam; selbst das Stüblein des Thorwarts Theobald erhielt eine frische Tünche.

Klaus, der Sänger, wollte sich nichts entgehen lassen; er war den ganzen Tag oben und legte einen solchen Eifer an den Tag, als ob er der treueste von allen Vasallen sei. Selbst neue Lieder dichtete er und machte Melodien dazu.

Arthur, der Koch, war in diesen Tagen für Niemanden zu sprechen, denn er hatte mit seinen beiden Küchenjungen, Kurt und Wanst, genug zu thun, um seine Vorräthe an Gewürzen und Leckereien zu vervollständigen, Leckerbissen von Zucker anzufertigen, die Braten vorzubereiten, das Küchengeschirr zu scheuern und Geflügel zu rupfen.

Kannemann, der Kellermeister, hielt sich meistens in

den Gewölben auf, um das edle Naß in kleine Fäßlein zu zapfen und das würdigste durch Prüfen und Vergleichen bereit zu stellen. Die silbernen Humpen und venetianischen Gläser wurden einer sorgfältigen Revision unterzogen und Alles gethan, um den Rittern einen guten Trunk zu kredenzen.

Selbst Bruder Jeremias verließ seine Klause, um die Schloßkapelle zu zieren.

Im Schloßhofe arbeiteten eine Anzahl von Zimmergesellen an der Aufrichtung von Schranken, Gestühl und Gallerien, denn mit der Hochzeit sollte auch ein großes Turnier verbunden werden. Es war eine Thätigkeit, wie sie auf Homburg nicht mehr geherrscht hatte, seitdem der verstorbene Dynast sich mit der Burgfrau vermählte.

Der Knappe Görg ritt von Burg zu Burg, um die Ritter zur Hochzeit einzuladen; überall wurde er mit Freuden empfangen; Ritter und Edelfräulein sagten gerne zu und alle bereiteten sich auf das Beste vor, um würdig zu erscheinen. Er hatte den Auftrag, auch den Heringer einzuladen, aber er that es nur mit Widerstreben. Langsam und mißmuthig ritt er den Berg hinauf, und wenn es von ihm abgehangen hätte, so wäre er noch am Thore wieder umgekehrt.

Lange dauerte es, bis man ihn einließ, und als er endlich in dem kleinen Burghofe stand, kam nicht Heringer, sondern der Knappe Konrad, um seinen Auftrag entgegenzunehmen.

„Sage Deinem Herrn," sprach Görg, „daß ich von der erlauchten Burgfrau von der Fels und ihrem Sohne Konrad abgesandt bin, ihn zur Hochzeit des Bannerherrn einzuladen. Die ganze Ritterschaft wird bei dem Feste erscheinen und auf dem Turniere in Züchten und Ehren eine Lanze brechen."

Der Knappe begab sich zu Heringer und setzte ihn von der Einladung in Kenntniß.

„Mögen sie Alle gehen und sich an die Sklavenkette des Bannerherrn fesseln," antwortete der Heringer mit

finsterem Gesichte, „der Heringer thut es nicht. Auf Homburg können sich nur wenige Personen rühmen, mich von Angesicht zu Angesicht zu kennen. Um meines eigenen Heils und zukünftiger Pläne willen, soll das auch in Zukunft so bleiben. Sage darum dem Knappen, ich sei krank und leide an einem heftigen Gliederreißen, welches mir nicht erlaube, mich unter die Fröhlichen zu mischen."

Als Görg diese Antwort erhielt, freute er sich, als ob er ein großes Geschenk erhalten, denn ihm war es eine selbstverständliche Sache, daß dieser Mensch nur die Festlichkeit gestört haben würde.

Auf Homburg wurde unterdessen die letzte Hand an die Ausschmückung der Burg gelegt. Knappen und Söldner wanden Laub- und Blumenkränze, womit Thore und Thüren geschmückt wurden; auch sah man über dem Portale prächtige Waffentrophäen und über den Thüren das Wappen der Felser. Auf dem hohen Wartthurme aber flatterte das Banner von Fels und zeigte den umwohnenden Vasallen an, daß auf der Burg etwas Wichtiges vor sich ging.

Der Tag der Ankunft war endlich angebrochen. Da beeilten sich die Ritter und Knappen der Homburg, um ihren Herrn feierlich abzuholen. Gerüstet, als ob sie zum Kampfe zögen, bestiegen sie ihre Rosse und ritten Ludolf entgegen. Auf dem Wege schloß sich noch mancher Ritter an, und so wurde der Zug ein sehr stattlicher.

Nachdem sie eine Stunde Weges geritten waren, gewahrten sie in der Ferne eine Staubsäule. Da wandte sich der Anführer der Schaar im Bügel und rief seinen Gefährten zu: „Meine Freunde, wahrscheinlich ist das unser erlauchter Herr mit seiner Braut; aber es ist auch nicht unmöglich, daß uns eine Schaar Raubritter den Weg verlegen will; darum macht Euch sowohl zum Kampfe, als zum Empfange bereit."

Die Ritter legten ihre Lanzen ein und ließen das Visir herab, aber bald zeigte es sich, daß es keine Feinde waren, sondern der Bannerherr mit einem reichen Gefolge.

In der Nähe des Zuges angekommen, stiegen sie alle von ihren Rossen und gingen dem Bräutigam entgegen, um ihn und die Braut zu bewillkommen. Die mitgekommenen Musiker aber stellten sich am Rande des Weges auf und begrüßten ihn mit Pfeifen, Trommeln und Zinken.

Ludolf war hoch erfreut, die Seinigen in so großer Anzahl bei sich zu sehen und stellte den Glückwünschenden seine Braut vor. Elsbeths seltene Schönheit und Holdseligkeit übte einen bestrickenden Zauber auf Ritter und Knappen aus, und sie priesen sich glücklich, daß endlich wieder Leben und Fröhlichkeit in die Burg einziehen sollte. Mit der Braut kamen auch andere Jungfrauen und Jugendgespielen, welche zu Elsbeths Gesellschaft ihren Wohnsitz auf Homburg aufschlagen sollten.

Nach der Begrüßung setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und an jedem Burghause schlossen sich die eingeladenen Ritter und Edelfräulein an.

Endlich kamen sie vor dem Wallgraben an, wo ihnen die Burgfrau mit dem ganzen Ingesinde entgegenkam. Sie empfing ihre Schwiegertochter mit großer Freude und Zärtlichkeit, denn Elsbeth übte auch auf sie einen angenehmen Eindruck aus.

„Nun ist die Zeit gekommen," sagte sie, „wo ich die Geschäfte des Hauses in eine jüngere Hand legen kann. Sei mir auch darum willkommen. Allmälig beugt sich mein Nacken und die Zeit ist nicht mehr fern, wo ich von meinem Schöpfer abberufen werde."

„Das wolle Gott nicht," antwortete Elsbeth. „Lange müßt Ihr noch zum Heile Euerer Kinder leben. Was mich angeht, liebe Mutter, so kenne ich keinen höheren Wunsch, als Euch zu dienen und Eueren Befehlen zu gehorchen."

Nun zogen die zahlreichen Gäste in die große Halle, wo sie einen Trunk und einen Imbiß nahmen, bevor das Brautpaar in der Burgkapelle getraut wurde.

Während sie bankettirten und im Turnier tapfer Lanzen brachen, ereignete sich auf Heringen ein Vor-

fall, welcher für Hans von Weiler die schlimmsten Folgen hatte.

Der Ritter begab sich eines Tages zu ganz ungewöhnlicher Zeit in den Kerker, um noch einmal seine Ueberredungskünste an seinem Gefangenen zu versuchen.

„Hans von Weiler," rief er beim Eintritte, „ich komme jetzt zum letztenmale, um Dir die Freiheit anzubieten. Sei klug und auf Deinen Vortheil bedacht, denn von dieser Stunde an kannst Du Dich als einen Verlornen betrachten, wenn Du nicht auf meinen Vorschlag eingehst."

Er bekam keine Antwort.

Da leuchtete er mit der Fackel nach dem Platze, wo der Ritter in Fesseln lag.

„Hölle und Teufel," schrie er, „der Platz ist leer; nur die Fesseln sind noch da! Hier muß Verrath im Spiele sein, denn ohne fremde Hülfe hätte er nimmer aus diesem festen Thurme entkommen können. Wehe den Uebelthätern, die sich erkühnt haben, ihm die Freiheit zu verschaffen! So wahr der Mond am Himmel steht, sie sollen büßen, wie noch Keiner mir gebüßt hat!"

Wuthschnaubend stand er eine Zeitlang da und stampfte den Boden mit den Füßen. Da stieß er an einige auf dem Boden liegende Steine und gewahrte das Loch in der Mauer.

Ein höhnischer Zug umzuckte bei dieser Entdeckung seine Lippen. „Nur zu, Du kluger Ausreißer," sagte er; „auf diesem Wege kannst Du einige Jahre brauchen, bis Du in Freiheit bist."

Lauschend legte er sein Ohr an die Oeffnung und hörte das dumpfe Geräusch, welches das Arbeiten des Gefangenen hervorbrachte. Hans hatte sich schon ein ziemliches Stück in die Erde hineingegraben und er lebte der festen Ueberzeugung, daß er sich, wenn auch erst nach langer Zeit, die Freiheit verschaffen werde. Heute aber war er an eine Stelle gelangt, wo eine äußerst schwierige Arbeit begann, denn es stellte sich ihm ein Felsblock entgegen, den er entweder durchbrechen oder umgehen mußte.

Er versuchte das erstere und stieß mit seinem Eisen wuchtig gegen den Stein. In der engen Höhlung hatte er nur wenig Platz, und die Laterne, welche er vor sich stehen hatte, schmälerte den Raum noch mehr. Zum Unglücke glitt das Eisen ab und zertrümmerte dieselbe.

Nun war für heute das Arbeiten zu Ende und er konnte erst wieder beginnen, wenn er neues Licht hatte. Müde legte er das Eisen aus der Hand, kroch rückwärts und zog die Erde mit sich.

Heringer stand bereit, um den Ritter zu ergreifen. Dieser, welcher von der Anwesenheit seines Quälers keine Ahnung hatte, arbeitete sich dem Ausgange immer näher. Da überkam den Heringer ein teuflischer Gedanke. Einen der schweren Steine vom Boden aufnehmend, war er im Begriffe, das Loch zuzumauern, damit sein Gefangener unter fürchterlichen Qualen erstícke. Ein häßliches Hohnlachen ging über seine Lippen und mit einer wilden Freude stellte er sich die Todesnoth seines Gefangenen vor. Aber er besann sich bald eines Bessern und flüsterte: „Nein, nein, so lange noch Leben in ihm ist, habe ich die Hoffnung, sein Erbe zu erlangen. Wird er in einem oder zwei Jahren nicht mürbe, so wird es in neun oder zehn geschehen. Einmal muß er doch zur Einsicht kommen.“

Leise verließ er das Verließ und stieg in seine Kammer empor. Dort nahm er zwei neue eiserne Armbänder, die sich enge und weit übereinander schieben ließen, dazu ein paar feste Schlösser und einen Schlüssel.

Der Zufall wollte es, daß Gandolf, der Koch, gerade jetzt in's Zimmer kam, um hinsichtlich des Mittagstisches eine Weisung in Empfang zu nehmen. Heringer hielt gerade die Armbänder und die Schlösser in der Hand.

„Welches von diesen beiden Schlössern ist am stärksten?“ fragte er den Koch.

Diesem war es nicht entgangen, daß der Gefangene seinen Ketten entschlüpfen konnte. Er verstand deßhalb gleich, was die Frage bedeuten sollte.

„Erlaubt, Herr Ritter, daß ich sie in der Küche mit dem Hammer versuche," gab er zur Antwort. „Amelung, der Schmied, ist nicht immer vorsichtig, aber ein paar Hammerschläge werden mich bald überzeugen, welches von beiden den Vorzug verdient."

Rasch eilte er in die Küche, nahm einen Bund Schlüssel und versuchte dieselben an den Schlössern. Jetzt fand er einen, der beide Schlösser öffnete. Rasch steckte er denselben in die Tasche, that ein paar Hammerschläge auf einen Kessel und kam mit der Meldung zurück, daß beide gleich stark seien.

„So sollen sie auch Beide gebraucht werden," murmelte der Heringer, und verließ das Gemach.

Unterdessen hatte Hans den Boden des Kerkers erreicht und sich eifrig an die Arbeit gemacht, den herausgeschaffenen Grund zu vergraben. Während er sich noch dieser Beschäftigung hingab, hörte er einen schweren Tritt auf der steinernen Treppe. Rasch schlüpfte er wieder in seine Fesseln und legte sich an die Wand.

Bald darauf öffnete sich die Thüre und Heringer trat ein. Sein Blick fiel sofort auf die Mauer, und zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß das Loch wieder verschlossen war.

Auf den Gefangenen zutretend, ergriff er die Hand desselben, streifte das eiserne Band ab und sprach: „Ich sehe, die Kerkerluft hat doch nicht günstig auf Deinen Körper gewirkt; Du bist dünn und mager geworden, und es ist nothwendig, daß ich Dich wieder ein wenig fester einschnüre."

Er sagte das mit einem so kalten Hohne, daß man in jedem Worte seine diabolische Schadenfreude heraushören konnte.

Hans war im ersten Augenblicke ganz niedergedonnert; aber schon in der nächsten Secunde hatte er sich gefaßt. „Er hat entweder eine Ahnung davon, daß ich die Mauer durchbrochen oder er hat meine Fesseln untersucht, während ich schlief," dachte er.

Es schauderte ihn, als er einen Blick auf die neuen

Armbänder und die schweren Schlösser warf. „Barmherziger Gott," dachte er, „meine Arme können nicht noch dünner werden und zum zweitenmale wird es nicht möglich sein, mich von den Fesseln zu befreien."

Heringer stand noch immer höhnend vor ihm, klingelte mit den Fesseln und lachte wie ein Teufel.

Da raffte sich Hans empor und warf sich mit einem so wuchtigen Anprall auf seinen Peiniger, daß dieser rücklings zu Boden stürzte.

Mit einem Fluche wollte sich Heringer wieder erheben, aber Hans nahm alle seine Kräfte zusammen und drückte ihn mit übermenschlicher Anstrengung an den Boden. Der Ritter war ihm an Körperkraft bei weitem überlegen, aber die Verzweiflung verdoppelte seine Stärke und es gelang ihm, seinen Feind an die Mauer zu schleppen.

Heringer wehrte sich, so viel er konnte, aber er war in seinem Panzer so fest eingeengt, daß er sich kaum rühren konnte. Keuchend stieß er einen Fluch nach dem andern aus, und als es Hans gelang, seinen rechten Arm zu fesseln und an der Kette zu befestigen, da brüllte er wie ein von Wuth befallener Stier.

Hans aber nahm seinen Vortheil wahr und drückte das Hängeschloß zu. Mit dem zweiten Arme hatte er viel weniger Mühe, denn Heringer konnte nur noch geringen Widerstand leisten.

Jetzt war er mit der Arbeit fertig und der Schlüssel auf den Boden geschleudert, aber seine Kräfte waren auch vollständig erschöpft und der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Das Geschrei des Gefesselten klang so dumpf und hohl durch das geschlossene Visir, daß man eher das Gebrüll eines Thieres, als den Ruf eines Menschen zu vernehmen glaubte. Endlich wurde er ganz heiser und seine Stimme klang nur wie ein Röcheln.

Jetzt öffnete sich oben die Lucke und der Korb mit den Lebensmitteln kam herab. Heringer rief dem Koch zu: „Schicke Bewaffnete herab, denn ich bin gefangen!"

Das Krächzen der heiseren Stimme reichte wohl bis zur Wölbung, wurde aber nicht verstanden.

„Gefangener," rief Gandolf, „Euer Schreien kann nicht geduldet werden. Verhaltet Euch ruhig, wenn Ihr nicht unangenehme Erfahrungen machen wollt."

Gandolf wußte recht gut, daß Heringer in das Verließ gegangen war, aber er hatte keine Ahnung davon, daß er jetzt selbst in Ketten lag; vielmehr war er des Glaubens, er habe den Kerker längst verlassen. Nun war es aber zwischen Hans und dem Kerkermeister ausgemacht, daß irgend ein paar Worte, die letzterer von oben herabrief, den Gefangenen aufforderten, auf den Inhalt des Korbes aufmerksam zu sein.

Hans stellte sich mit dem Rücken gegen Heringer, untersuchte den Korb und fand in demselben einen Schlüssel, welcher dem Anscheine nach die beiden Schlösser aufmachte. Er hatte diesen Schlüssel nicht mehr nothwendig, denn er war frei, aber er steckte ihn dennoch zu sich, damit sein Peiniger keinen Verdacht gegen den Kerkermeister schöpfte. Dann knüpfte er den leeren Korb an das Seil und gab auch die Laterne wieder mit hinauf.

Als die Lucke sich geschlossen hatte, setzte Hans den Korb vor den Ritter und sprach: „Greife zu, denn in vierundzwanzig Stunden kommt nichts Neues!"

Der Heringer stieß in der Wuth mit dem Fuß gegen den Korb, daß der Inhalt auf dem Boden umherrollte.

Hans nahm die Fackel, welche der Ritter mitgebracht hatte, und war im Begriffe, den schaurigen Kerker zu verlassen. Da überkam ihm plötzlich die Lust, nachzusehen, wer unter dem rothen Kreuze steckte. Er nahm seinem Gefangenen deshalb den Helm ab und leuchtete ihm in's Gesicht.

„Heringer!" rief er aus. „Nun, ich hätte mir's denken können, daß nur Einer einen so abscheulichen Verrath üben kann. Lebt wohl, Heringer; ich hoffe, Ihr sollt nicht allzulange in Euern Fesseln bleiben, denn ich

werde Euch vor das Rittergericht stellen, und dieses mag über Euere Zukunft entscheiden."

X.

Hans nahm die Fackel und wendete sich dem Ausgange zu. Schon stand er auf der Schwelle; da rief ihm Heringer mit heiserer Stimme zu: „Hans von Weiler, gebt mir die Freiheit, und ich will Euch für Euere Leiden reichlich entschädigen."

„Ich kenne Euere Treue," antwortete Hans. „Ihr würdet mich mit Hülfe Euerer Knechte wieder an die Kette legen oder mich gar tödten. Die Freiheit, die Ihr mir geben wollt, besitze ich schon."

Er ging weiter und schloß die Thüre hinter sich zu. Das Licht der Fackel zeigte ihm eine enge, steile Steintreppe, welche in der Mitte noch eine zweite Thüre hatte, die sich aber mit demselben Schlüssel öffnen ließ. Als er auch diese hinter sich hatte, schritt er langsamer die Stufen hinauf, denn er sagte sich, daß er noch lange nicht in Freiheit war. Wie leicht konnte er von den Knechten und Söldnern gesehen werden! Und selbst, wenn es ihm gelang, unbemerkt in den Schloßhof zu gelangen, so war es doch noch fraglich, ob er eine Stelle fand, wo er ungesehen über die Mauern steigen konnte.

Langsam die Treppe hinaufschreitend, kam er jetzt an die letzte Thüre, aber er wußte nicht, wohin sie führte, ob in den Schloßhof, in eine Halle oder einen Corridor.

„Wenn Leute da oben sind und sie sehen das Licht der Fackel," dachte er, „so bin ich sogleich verrathen und mein Schicksal wird nicht das angenehmste sein."

Um der Entdeckung zu entgehen, löschte er die Fackel und blieb lauschend stehen. Es war todtenstille, Niemand regte sich. Da wagte er es, die Thüre leise zu öffnen und hinauszutreten.

Zu seiner Verwunderung befand er sich in einem Gemache, an dessen Decke eine Ampel mit düsterrothem Lichte brannte.

Obschon dasselbe nur wenig Helle verbreitete, so konnte er doch die Gegenstände unterscheiden, und er merkte an der ganzen Einrichtung, daß er sich in den Zimmern des Ritters von Heringer befand. Eigentlich war er vorderhand hier am sichersten. Er schob deßhalb den Riegel vor die Thüre, ließ sich in einem Lehnstuhle nieder und dachte nach, was er nun zu thun habe.

Leider konnte er nichts beginnen, denn es war Nacht und er befand sich auf einem völlig unbekannten Terrain. In einer Ecke standen fackelartige Wachskerzen. Eine derselben zündete er an und wanderte durch die Zimmer. Auf diesem Wege kam er an eine Treppe, die zu der Höhe eines Thurmes zu führen schien. Er wußte nicht, welche Bestimmung er hatte; aber vielleicht gelangte er auf den Stufen zur Behausung des Thurmwarts. Ein Gefühl der Freude durchrieselte ihn bei dem Gedanken, denn er hoffte, den Thorwart zu überwältigen, die Brücke niederzulassen und die Freiheit zu gewinnen.

So leise als möglich stieg er die Steinstufen hinauf und gelangte nach einer ermüdenden Wanderung auf die Plattform. Hier war es so dunkel, daß er seine Umgebung nicht sehen konnte. Er setzte sich deßhalb nieder und wartete. Seine ganze Aufmerksamkeit in's Ohr legend, lauschte er nach allen Richtungen hin, aber er vernahm nicht das mindeste Geräusch; selbst die Wachen im Hofe schienen zu schlafen.

Nach langem Warten hellte sich im Osten der Himmel ein wenig auf, und nun konnte er sehen, daß er sich allein auf der Plattform befand, der Thurmwart aber tiefer unten seine Stube hatte. Um zu demselben zu gelangen, hätte er über den kleinen Hof schreiten müssen, und das war nicht möglich, denn in diesem Augenblicke regten sich die Schildwachen, und er konnte sehen, wie sie zwischen dem Portale der Burg und dem Thore hin- und herschritten.

Auf dem Thurme war seines Bleibens nicht mehr, denn wenn es noch ein wenig heller wurde, so mußte er

bemerkt werden. Er begab sich deßhalb wieder hinab und löschte das Licht, welches er am Eingange des Thurmes hatte stehen lassen.

Das Tageslicht nahm unterdessen mehr zu und er konnte aus den Fenstern die Umgebung der Burg sehen. Leise öffnete er ein Fenster und schaute hinab. Es war eine ungeheure Tiefe, so daß es nicht möglich war, die Freiheit durch einen Sprung zu gewinnen; aber vielleicht gelang es ihm, ein Seil von dieser Länge auszuspüren, und dann war er gerettet.

Aufmerksam durchstöberte er alle Räume, aber das Gewünschte fand er nirgendwo. Sogar zum Söller stieg er hinauf; aber auch hier war er nicht glücklicher.

Während dieser Zeit erhob sich das Ingesinde; überall hörte er gehen und sprechen. Da überkam ihn die Furcht, entdeckt zu werden. Auf der Söllertreppe hörte er Tritte und Stimmen. Rasch verbarg er sich hinter einem Haufen Bretter und hielt den Athem an.

Im nächsten Augenblicke wurden die Köpfe zweier Troßbuben sichtbar, die hinaufkamen, um einen Sack mit Hafer zum Stalle zu holen.

„Heute thut der Ritter einen guten Schlaf," sagte der eine. „Sonst wandelt er schon vor Aufgang der Sonne umher und bedroht Jeden, der sich Etwas zu Schulden kommen läßt, mit dem Schwerte."

„Ich wollte, er schlief bis Martini," entgegnete der andere, denn es ist wahrhaftig keine Freude, mit dem Griesgram umzugehen."

„Konrad ist fast eben so schlimm!"

„Ja, der dünkt sich schon selber ein Ritter. Wenn ich einen Weg wüßte, wie man aus diesem Rattenneste entkommen könnte, so machte ich mich auf und davon."

„Das glaub' ich schon! Ich thäte dasselbe, und außer Konrad ist, glaube ich, kein Einziger in dieser verwünschten Burg, der sich nicht gerne aus dem Staube machte."

„Die Gelegenheit kommt auch noch einmal, aber man muß sich nur ja nichts merken lassen."

„Zum Kukuk auch; das muß man schon bleiben lassen.“

Hans hatte nicht übel Lust, sich den beiden Knechten zu entdecken und eine gemeinsame Flucht mit ihnen zu berathen, ja, er ging sogar in Gedanken so weit, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen und sich mit Gewalt aus der Burg zu befreien. Im Begriff, sein Versteck zu verlassen, hörte er auf der Söllertreppe die polternde Stimme Konrads, der den beiden Knechten Verweise gab, daß sie nicht schnell genug mit dem Futter in den Ställen wären.

Die Knechte eilten hinab; der Knappe aber kam herauf, schloß die Thüre hinter sich zu und machte sich in der Nähe des Ritters unter dem Gebälk zu schaffen.

„Ich fürchte, die Knechte entdecken noch einmal meine schönen Kostbarkeiten, die ich mir bei unsern Raubzügen im Stillen angeeignet habe,“ murmelte er. „Der Teufel sollte übrigens bei Tag und Nacht nach des Ritters Pfeife tanzen, wenn man nicht zuweilen Etwas für die Zukunft vorsorgen könnte. Wenn er wüßte, daß ich ihm zuweilen die besten Werthstücke vor der Nase wegnähme, so würde er Skandal schlagen und zum Schwerte greifen. Ich muß deßhalb die Sachen besser verstecken und eine Gelegenheit abwarten, wo ich sie heimlich aus der Burg schaffen kann.“

Jetzt brachte er aus dem Gebälk zwei silberne Meßkännchen hervor, die er in einer benachbarten Kirche gestohlen hatte. Während er sie zwischen Strohdach und Dachstuhl verbarg, sprach er mit höhnischer Geberde: „Was brauchen die Pfaffen Silber? Irdene Gefäße thäten denselben Dienst, denn unser Herrgott, den sie immer auf der Zunge führen, soll ja nicht auf das Gefäß, sondern auf das Herz sehen. Um so besser für uns.. Wir können immer Gold und Silber gebrauchen. Wie das so hübsch funkelt! Zwei goldene Ketten, die ich einem armen Edelfräulein abjagte. Sie sagte, es sei das einzige, was sie noch von der Habe ihres Vaters besitze. Nun, wozu brauchte sie goldene Ketten, wenn sie arm ist? Ein kostbarer Ring mit einem noch kostbareren

Steine. Er glänzte an dem Finger des Bischofs, den ich im Hohlwege überfiel, als ich einen Rehbock erlegen wollte. Eine Monstranz aus der Domkirche zu Trier. Sie hätten mich fast bei dieser kleinen Mauserei erwischt. Ein Beutel mit Goldfloren! Das ist eigentlich am besten, denn gemünztes Gold braucht man nicht umzuschmelzen, sondern kann sich sofort gütlich davon thun. Noch einen Beutel; leider nur Silber, aber das Bäuerlein, dem ich denselben entriß, dünkte sich so reich wie ein König. Zehn Humpen von Silber. Wenn ich einmal eine eigene Burg habe, sollen sie recht oft mit gestohlenem Weine gefüllt werden."

Nach und nach holte er eine Menge von geraubten Kostbarkeiten hervor und verbarg sie alle so gut, daß sie so leicht nicht gefunden werden konnten. Dabei kam er dem Versteck des Entflohenen so nahe, daß er ihn fast berührte.

Mehr als ein Dutzendmal war Hans im Begriffe, den schlechten Menschen zu ergreifen und niederzuschlagen, denn seine Ritterehre sträubte sich dagegen, wie ein Feigling im Verborgenen zu sitzen und die Räubereien des Knappen zu erfahren, ohne ihn zu strafen; aber der entstehende Tumult würde die übrigen Burgbewohner herbeigerufen haben, und dann war er verloren.

„Ei," dachte er endlich, „wozu alle diese Bedenklichkeiten? Meine Lage kann sich nicht sehr verschlimmern, wohl aber bessern. Ich will also diesen Spitzbuben unschädlich machen und das ganze Burgpersonal zusammenrufen. Wenn ich ihnen sage: Heringer liegt im Verließe und Konrad kann Euch nichts mehr anhaben, nehmt von dem Eigenthume des gottvergessenen Ritters, was Euch beliebt, so werden sie froh sein, der Knechtschaft zu entrinnen, und mir die Freiheit lassen."

Obschon er gänzlich ohne Waffen war, so bedachte er sich doch nicht länger, das Wagestück auszuführen. Mit einem Ruck schnellte er vom Boden empor, faßte den Knappen im Nacken und schleuderte ihn zu Boden.

Konrad war auf einen solchen Angriff nicht gefaßt

und konnte deßhalb nur geringen Widerstand leisten; aber er fluchte wie ein Heide und suchte sich mit Händen und Füßen zu wehren.

Hans aber kniete ihm auf die Brust, nahm den Dolch aus des Knappen Gürtel und sprach: „Sprich ein Gebet, denn Dein letztes Stündlein hat geschlagen."

Konrad sah jetzt seinem Angreifer zum erstenmale in's Gesicht und erkannte Hans von Weiler. Da bebte er zusammen und hielt seinen Tod für gewiß.

„Herr Ritter," sprach er in flehendem Tone, „stoßt noch nicht zu, sondern hört erst, was ich Euch zu sagen habe."

Hans schauderte selbst vor einem Morde zurück, deßhalb senkte er den Dolch und sprach: „Rede!"

„Ihr habt gewiß Ursache, mir feindlich gesinnt zu sein," nahm der Knappe wieder das Wort.

„Warst Du bei dem schmählichen Ueberfalle?" fragte Hans.

„Ich war leider dabei."

„Nun, so hast Du den Tod verdient."

„Ohne Frage, Herr Ritter; aber ich wirkte nicht aus freien Stücken mit, sondern wurde von Heringer dazu gezwungen. Weigerung hätte den Tod oder ewigen Kerker zur Folge gehabt. Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich gleichgültig gegen Euer Schicksal war. So wahr Gott lebt, ich hatte die Absicht, Euch zu befreien, aber bis heute wurde mir keine Gelegenheit dazu, weil Heringer Euch mit Argusaugen hütete. Wollt Ihr mir aber jetzt das Leben schenken, so will ich mich dankbar beweisen und Euch nicht allein retten, sondern auch die Burg in Euere Hände spielen. Ihr mögt dann mit dem Ritter nach Gutdünken verfahren."

Hans traute dem Knappen nicht. „Konrad," sprach er, „ein Mensch, der die heiligen Gefäße des Tempels stiehlt, ist auch ehrlos genug, sein Wort zu brechen, darum schwöre mir einen heiligen Eid, daß Du mich nicht verrathen willst, sondern mich innerhalb einer Stunde ungefährdet aus der Burg führst."

„Ich will Euch schwören, es in dieser Nacht zu thun," antwortete der Knappe. „Früher geht es nicht, Morgen aber, wenn Ihr mit einem Häuflein Reisiger kommt, soll Euch das Burgthor geöffnet werden."

„So schwöre!"

Der Knappe leistete den Eid und rief alle Strafen des Himmels auf sich herab, wenn er meineidig würde.

Hans zog sein Knie zurück und fragte, wie er es anfangen wolle, um ihn zu befreien.

„Vor allen Dingen ist es nothwendig, daß ich den Burgherrn unschädlich mache. Dieses kann erst in der Nacht geschehen, wenn er sich zum Schlafe niedergelegt hat. Wir Beide werden dann die Rüstungen mit dem rothen Kreuze anlegen und die Burg verlassen. Der Thurmwart wird uns kein Hinderniß in den Weg legen, sondern uns ungestört ziehen lassen, weil er Euch für meinen Herrn halten wird."

„Der Burgherr ist bereits unschädlich gemacht," sagte Hans.

Konrad horchte auf und dachte nach, wie das geschehen sein konnte, aber er ließ sich nichts merken, sondern entgegnete: „Um so besser, aber immer müssen wir bis zur Nacht warten, damit Niemand Verdacht schöpft."

Der harmlose Hans ließ sich bereden und begab sich mit dem Knappen in die Gemächer seines Herrn, wo er sich bis zur Nacht verborgen halten sollte.

Konrad war noch nicht fest entschlossen, was er thun sollte. Nur Vortheil und Sicherheit seiner Person waren für ihn entscheidend. Hätte er allerdings genau gewußt, daß Hans von Weiler ihm keine Rache nachtrug und daß der Heringer ihm nicht an das Zeug kommen konnte, so würde er sich keinen Augenblick bedacht haben, seinen Schwur zu halten und den möglichst größten Vortheil aus der Uebergabe der Burg zu ziehen.

Vor allen Dingen mußte er sich über den Verbleib des Ritters vergewissern. Er begab sich deßhalb in die Küche und fragte Gandulf, wo der Ritter sei.

„Wie soll der Koch das wissen?" sprach dieser.

„Die hohen Herren bekümmern sich um mich nur dann, wenn sie essen wollen."

„Er ist weder in seinen Gemächern, noch an einem andern Orte der Burg."

„Nun, so wird er auf die Jagd geritten sein. Ich habe ihn heute Nacht zuletzt gesehen. Ich glaube, er war auf dem Wege, dem Gefangenen neue Fesseln anzulegen."

„Neue Fesseln?" dachte Kurt, und es ging ihm wie ein Blitz durch den Kopf, der Ritter von Weiler könne ihn überwältigt und eingesperrt haben.

Schweigend nahm er eine Laterne und machte sich auf den Weg zum Verließ. Zu seiner Verwunderung fand er die Mittelthüre offen stehen. Immer tiefer hinabsteigend, gelangte er an die letzte Thüre, die er verschlossen fand. Das Ohr an das Schlüsselloch haltend, lauschte er mit zurückgehaltenem Athem und hörte drinnen ein heiseres Gemurmel.

„Wahrhaftig, der Vogel sitzt im Käfig," sagte er hohnlächelnd. „Es stände mir also nichts mehr im Wege, die Burg und ihre Schätze mit Hans von Weiler zu theilen."

Er setzte sich auf die feuchten Steinstufen nieder und überlegte, was zu thun sei.

Heringer mußte vernommen haben, daß sich Jemand seinem Kerker nahte, denn er riß an seinen Ketten und rief in heiserem Tone: „Schließt die Thüre auf, Hans von Weiler; befreit mich aus meinen Ketten und will zeitlebens Euer Vasall sein."

„Ich bin es, Euer treuer Knappe Konrad!"

„Um so besser, öffne schnell!"

„Es ist kein Schlüssel da!"

„Er wird am Boden liegen; ich habe gehört, daß er ihn hinschleuderte."

Konrad leuchtete mit der Laterne umher und fand den Schlüssel. Denselben in das Schloß stoßend, murmelte er: „Ich werde sehen, was aus ihm herauszupressen ist. Will er knickern, so mag er im Verließ verhungern."

Als er eintrat, bemerkte er sofort, daß Heringer an die Mauer gekettet war, und das Licht der Laterne zeigte ihm, daß er sich ohne fremde Hülfe niemals befreien konnte.

„Mein Gott, Herr Ritter," sprach er, „wie seid Ihr in diese furchtbare Lage gekommen?"

„Löse meine Bande, denn ich habe wahrhaftig keine Lust, länger in diesen Schraubstöcken zu bleiben."

„Laßt Euch erst erzählen, Herr Ritter, daß ich beinahe von Hans von Weiler umgebracht worden wäre. Nur durch einen heiligen Schwur und ein Versprechen bin ich vor dem Tode bewahrt worden."

„Zum Teufel, was scheert mich das? Mache mich los, nachher kannst Du Deine Schnurren erzählen."

„Es sind keine Schnurren, Herr Ritter, sondern sehr ernste Dinge. Ich sagte Euch, daß ich einen Eid und ein Versprechen geleistet."

„Nun, so komm' endlich mit Deinem Eide heraus, aber mache es so kurz als möglich."

„Ich habe geschworen, dem Hans von Weiler in der heutigen Nacht die Burg zu überliefern. Dagegen hat er mir das Leben, die Ritterschaft und den Besitz von Heringen zugesichert."

Der gefesselte Ritter schäumte vor Wuth und begann zu poltern und zu drohen. „Verfluchter Hund," schrie er so laut, als es ihm seine Heiserkeit gestattete, „wie kannst Du einen Schwur thun, der gegen Deinen Herrn gerichtet ist?"

Der Knappe schien die Wuth seines Herrn nicht zu bemerken, denn er lächelte schadenfroh vor sich hin.

Heringer brach der Schweiß aus, denn er glaubte im Gesichte seines Knappen den Entschluß zu lesen, ihn seines Vortheils wegen elend umkommen zu lassen.

„Und was gedenkst Du zu thun?" fragte er kleinlaut.

„Ihr könnt nicht verkennen, Herr Ritter," sprach Konrad, „daß sein Anerbieten sehr verlockend ist. Wenn ich darauf eingehe, so bin ich mit einem Schlage ein gemachter Mann, und ich sühne noch zugleich das Unrecht, welches ich an Hans von Weiler begangen. Ein Schwur

ist außerdem heilig und ich fürchte, daß ich mich schwer versündige, wenn ich denselben breche."

„Ei was, der Schwur ist Dir mit Gewalt abgepreßt worden, Du brauchst ihn nicht zu halten."

„Aber die Aussichten auf Macht, Ehre und Reichthum?"

„Was Weiler Dir versprochen, soll gehalten werden, wenn Du mir die Freiheit giebst."

„Welche Bürgschaft habe ich dafür?"

„Mein Ritterwort!"

Der Knappe zweifelte noch, aber der Ritter setzte ihn mit Versprechungen und Betheuerungen so sehr zu, daß er endlich glaubte und sich bereit erklärte, ihm die Ketten zu lösen.

„Leuchte auf dem Boden umher," sprach Heringer; „der Schlüssel muß sich dort finden."

Der Knappe fand sie nach einigem Suchen; aber nun wurde er wieder unschlüssig. „Mein Ritter hat noch niemals einem Menschen Wort gehalten," dachte er, „und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auch mich hintergeht. Wenn er frei ist, wird er meiner Leichtgläubigkeit spotten."

„Beim Satan," schrie Heringer, „ich glaube, Du zweifelst noch an meinem Worte! Laß mich nicht länger in diesem verfluchten Eisen liegen!"

Der Knappe hatte so lange unter der sklavischen Botmäßigkeit des Ritters gestanden, daß er den eigenen Willen fast verloren hatte. Er griff deßhalb, wenn auch mit einem stillen Widerwillen, zu den Schlüsseln und öffnete die beiden Schlösser. „So, mein gnädiger Herr," sprach er, „nun sind Sie frei. Wann wollen Sie mir die Burg überliefern?"

„Sobald Du mir geholfen hast, den Hans von Weiler wieder in Ketten zu legen."

„Gut, steigen wir hinauf, um ihn zu holen; aber haltet mir auch Wort."

Sie verließen den schaurigen Kerker und stiegen die Treppe hinauf. Auf halber Höhe stand Heringer still.

„Wo ist der Ritter?“ fragte er.

„In Eueren Gemächern, gnädiger Herr?“

„Gut, wir werden ihn so dingfest machen, daß er nicht zum zweitenmale los kommt, aber wir dürfen ihn nicht wieder an die alte Stelle bringen, denn dort hat er einen Fluchtversuch gemacht, und vielleicht könnte ihm schließlich das Entwischen doch gelingen.“

Mit dem Finger auf eine Thüre deutend, fuhr er fort: „Was däucht Dir, sollte er hier nicht sicherer sein.“

„Hier wie dort wird er niemals entrinnen, wenn man gehörige Vorsichtsmaßregeln trifft.“

„Meinst Du? Aber Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Wir wollen deßhalb das neue Gefängniß gründlich durchsuchen, bevor wir ihn in demselben einsperren. Halte die Laterne, daß ich aufschließe.“

Konrad nahm die Laterne in die Hand und Heringer schloß die Thüre auf. „Leuchte hinunter,“ sprach er.

Während Konrad die Laterne in die Höhe hob und einige Stufen hinabstieg, ergriff Heringer die Thüre und schlug sie hinter dem Knappen so heftig in das Schloß, daß der dunkle Gang dröhnte und ächzte.

„So,“ rief er mit teuflischem Hohnlachen, „nun ergreife Besitz von der Burg und spiele den Ritter. Wir wollen sehen, wie es Dir bekommt.“

Zu spät bemerkte der Knappe, daß er betrogen war; zähneknirschend stand er in dem finstern Raume und ballte die Faust. Zum Schreien, Bitten und Anhalten aber verstieg er sich nicht, denn er wußte recht gut, daß es auf den steinharten Heringer nicht den mindesten Eindruck machte.

Der Ritter hatte bei dem Einen seinen Zweck erreicht; bei dem Andern, der sich nicht mehr überraschen ließ, konnte es größere Schwierigkeiten haben, deßhalb versah er sich vorher mit Waffen, denn Hans sollte todt oder lebendig in seine Hände fallen.

Als er an die Thüre kam, welche zu seinen Gemächern führte, fand er, daß dieselbe von Außen verriegelt und folglich eine Entweichung nicht zu befürchten war.

Rasch stieg er in die Waffenkammer hinauf, versah sich mit Dolch und Degen und begab sich an eine andere Thüre, deren Schlüssel er stets bei sich trug. Vorsichtig schloß er dieselbe auf und befand sich in einem kleinen Vorgemache, welches durch dunkle, lang herabhängende Ledertapeten von dem andern getrennt war. In der Mitte dieser Tapete befand sich ein kleines rundes Loch, durch welches er das größere Gemach überschauen konnte.

Lange suchte er vergebens nach seinem Feinde. Es war ganz stille in dem Raume; Niemand rührte sich. Endlich glaubte er einen leisen Athemzug zu vernehmen.

„Er schläft," flüsterte er. „Wahrlich, besser konnte es sich nicht treffen, denn einen schlafenden Menschen überwältigt man leicht."

Die Tapete auf den Eisenringen ein wenig zurückschiebend, trat er durch die entstandene Oeffnung in das Gemach und ging ganz leise durch dasselbe in das zweite. Ein satanisches Lächeln ging über seine Lippen, denn auf seinem Ruhebette gewahrte er seinen Gefangenen in festem Schlafe.

Nachdem Hans so lange auf dem harten Kerkerboden gelegen, war das Bett zu verführerisch gewesen, und nun that es seinen ermatteten Gliedern so wohl, daß er gar nicht erwachte.

Heringer nahm eine eiserne Maske von der Wand und legte eine dünne eiserne Kette bereit. Die Maske war eine Art Sturmhaube, in welche der Kopf ganz eingeschlossen werden konnte, aber es befanden sich keine Augenlöcher in derselben. Vorn und hinten hingen Ketten herab, mit denen man in der größten Schnelligkeit die Arme fesseln konnte.

Heringer hatte diese Maske schon verschiedenemale gebraucht, wenn er mit Gewalt Personen fortschleppte, von denen er ein Lösegeld erzwingen wollte.

Die Maske in die eine Hand nehmend, hob er mit der andern den Kopf des Schlafenden, und in einem Nu schloß sich das furchtbare Instrument über dem Kopfe

des armen Hans von Weiler. Mit einem raschen Griffe wurden sodann beide Arme gefesselt.

Hans von Weiler erwachte aus dem süßen Schlafe, und während er sich noch besann, was mit ihm vorging, band ihm Heringer die beiden Beine mit der zurechtgelegten Kette.

Der Arme war nicht mehr im Stande, sich zu regen oder zu schreien. Heringer zündete eine Wachsfackel an, nahm den Gefesselten auf die Schulter und trug ihn die Treppe hinab in das Verließ, wo er ihn wieder an die Ketten legte und die eisernen Armbänder mit den neuen Schlössern versah. Dann nahm er ihm die abscheuliche Maske ab und entfernte sich aus dem Gefängnisse, ohne den Gefangenen eines Wortes zu würdigen.

XI.

Konrad wurde zu spät inne, daß die Freundschaft mit den Bösen niemals zum Guten führt. Nachdem er eine Zeitlang geschrieen und lamentirt hatte, sah er das Vergebliche dieses Bemühens ein. „Ein steinernes Herz würde sich eher erbarmen," flüsterte er. „Wozu also schreien? Je lauter er mich heulen hört, desto größeres Wohlgefallen wird es ihm machen."

Schweigend setzte er sich an der Stelle, wo er stand, auf den Boden und dachte über seine Lage nach. Dieselbe hatte sich seit einer Stunde sehr zu seinem Nachtheile verändert. Hätte er dem Ritter gegenüber nicht den Verräther gespielt, sondern wäre ihm zum Entkommen behülflich gewesen, so würde er nicht allein sein Leben und sein auf dem Speicher verstecktes Raubgut gerettet, sondern auch eine große Belohnung geerntet haben. Jetzt war ihm statt dessen die Gefangenschaft geworden; er durfte voraussetzen, daß sie lange, vielleicht bis an das Ende seines Lebens dauern werde.

Der Kopf schmerzte ihn bei diesem furchtbaren Gedanken, und es wurde ihm heiß unter den Füßen. „Hier soll ich aushalten," murmelte er; „in dieser ewigen

Finsterniß langsam dem Tode entgegenschmachten? Lieber renne ich mir den Schädel an dieser Mauer ein."

In einiger Entfernung von ihm lag die Laterne, die ihm beim Hinabstürzen aus der Hand gefallen war. Das Glas war zerbrochen, aber die Flamme noch nicht erloschen. Rasch sprang er hinzu und hob sie auf, um wenigstens noch für einige Zeit Licht zu haben. Das Licht, welches ihm eine Wohlthat sein sollte, verschaffte ihm eine schreckliche Gewißheit. Er fand nämlich, daß er sich in demjenigen Thurme befand, der für Diejenigen bestimmt war, die eines langsamen Hungertodes sterben sollten, aber der Mensch gibt das Leben so leicht nicht auf, sondern klammert sich an das letzte Fünkchen. Das kleine Oelgefäß hoch haltend, ging er prüfend an den Mauern vorüber und beleuchtete jeden Stein, denn auch ihm war der Gedanke gekommen, sich aus seinem Gefängnisse zu brechen.

Plötzlich wurde er durch ein Hinderniß aufgehalten. Er leuchtete auf den Boden und stand vor einem menschlichen Gerippe. Der Schädel war auf der Rückseite noch mit Haaren bedeckt, aber das Antlitz war fleischlos und flößte ihm Grauen und Entsetzen ein. Mit einem lauten Schrei prallte er zurück, denn diesen Todten hatte er mit auf dem Gewissen. In Gemeinschaft mit seinem Herrn hatte er ihn im Walde überfallen und hiehergeschleppt — und nun war die unsterbliche Seele entwichen, nur die Knochen übrig geblieben. Noch mehr der Opfer lagen umher, aber an ihnen war er schuldlos; sie beschwerten sein Gewissen nicht.

„So wird auch mein Ende sein," sprach er zitternd zu sich selbst. „Wenn diese Thüre einmal geschlossen ist, so öffnet sie sich niemals wieder. Dieses furchtbare Verließ hat nur einen Eingang, aber keinen Ausgang; es ist ein Sarg, in welchen man mit lebendigem Leibe hineingeworfen wird, um darin zu sterben und zu vermodern."

Er leuchtete noch einmal an den Wänden umher, aber dieses Gewölbe schien ganz aus dem Felsen herausgeschnitten zu sein, denn nirgends zeigte sich eine Ritze,

nirgends das Gefüge von aufeinandergelegten Quadern. Mit der ausgestreckten Hand konnte er die Decke erreichen, und auch diese und der Fußboden waren ein einziger Stein.

Entmuthigt setzte er sich an einer den Gerippen entgegengesetzten Stelle nieder und schaute mit dumpfer Verzweiflung in das trübe Lämpchen. „Wie lange mag ein Mensch ohne Nahrung leben können?“ fragte er sich, „und welche furchtbare Schmerzen mag ich zu ertragen haben, wenn der Hunger immer größer wird?“

Während er sich mit solchen Gedanken marterte, begann der Docht seiner Lampe stark zu kohlen; das Flämmchen wurde immer kleiner und endlich erlosch es ganz. Obschon die Flamme seine Gefangenschaft nicht im mindesten erleichterte, so überkam ihm doch jetzt ein noch größeres Gefühl der Verlassenheit, und wenn er auch die Hoffnung noch nicht ganz aufgab, so dachte er doch an das Sterben.

Etwas weniger trostlos sah es um Hans von Weiler aus. Wenn der Ritter seinen Sinn nicht geändert hatte, so bekam er bis an seinen Tod Speise und Trank. Die Armfesseln machten ihm keine große Sorge, denn er hatte ja die Schlüssel bei sich, mit denen er dieselben öffnen konnte.

So lange noch ein Atom Kraft in ihm war, wollte er seine Arbeit fortsetzen. War sie vergebens, so hatte er doch Alles gethan, um sich seine Freiheit wieder zu verschaffen und er brauchte sich alsdann keinen Vorwurf zu machen.

Heringer war nicht bei guter Laune. Der Fluchtversuch seines Gefangenen und das Betragen des Knappen stimmten ihn noch zorniger, als er gewöhnlich war. In seinem Gemache auf- und niederschreitend, daß der Boden dröhnte, ballte er beide Fäuste und verschwor sich hoch und theuer, daß Konrad verhungern solle. „Dem verfluchten Ritter sollen die Bissen ebenfalls karger zugemessen werden,“ zischelte er; „der Hunger hat schon Manchen kirren gemacht. Wenn ihm die blauen Funken

vor den Augen tanzen, wird er schon zu Kreuze kriechen."

Die Schwüle des engen Gemaches benahm ihm den Athem; er konnte nicht länger in demselben weilen, sondern wollte seinen Ingrimm auf der Jagd austoben.

Die Armbrust von der Wand nehmend, kam ihm die Erinnerung seiner schmählichen Gefangenschaft und dieselbe versetzte ihn in einen so furchtbaren Zorn, daß er nahe daran war, den Befehl zu ertheilen, keine Speise mehr in das Verließ zu geben, aber die Hoffnung, von seinem Gefangenen die Herrschaft Weiler zu erhalten, stimmte ihn um.

Der Koch Gandolph war eben damit beschäftigt, einen großen Bärenschinken zurecht zu machen, als die Thüre mit einer solchen Heftigkeit aufgestoßen wurde, daß sie schallend gegen die Wand flog. Gandolph fuhr erschrocken empor und sah den Ritter vor sich.

„Was erschrickst Du?" schrie dieser. „Hast wohl kein gutes Gewissen und machst Pläne gegen Deinen Herrn, wie es der Konrad gethan."

„Ihr irrt, Herr Ritter," antwortete Gandolph; „mein Gewissen ist so rein wie ein Spiegel, und ich habe niemals wissentlich etwas Unrechtes gethan. Was Ihr von Konrad sprecht, das verstehe ich nicht und seine Pläne sind mir unbekannt. Mich würde er auch zuletzt einweihen, denn einen Koch hält er seines Vertrauens nicht für würdig."

Heringer legte seine schwere Hand auf Gandolphs Schulter und sprach: „Konrad ist ein Verräther und denkt nicht an meinen, sondern an seinen eigenen Vortheil, aber ich habe ihm gelohnt, wie er's verdient, und ihn in einen Kerker hinabgestoßen, aus dem am jüngsten Tage nur seine Knochen herauskommen. Der Hungertod ist über ihn verhängt. Das magst Du Jedem sagen, der nach ihm fragt, damit sich die Andern ein Exempel daran nehmen.

„Weißt Du, wer unser Gefangener ist?" fragte er mit einem lauernden Blicke.

„Ihr habt mir verboten, darnach zu fragen; wie sollte ich's also wissen?"

„Es ist gut für Deinen Kopf, wenn Du auch in der Folge Deine Neugierde zügelst, denn wahrlich, ich würde mit Dir ebenso verfahren, wie mit Konrad. Merke Dir, was ich jetzt befehle: „Der Gefangene soll von dieser Stunde an nur schlechtes Schwarzbrod und Wasser bekommen, und zwar nur soviel, daß er nicht stirbt, aber unaufhörlich hungert. Mit der genauen Befolgung dieses Befehles haftest Du mir mit Deinem Kopfe."

Gandolph nickte nur, denn er fürchtete, seine Aufregung möge sich in der Stimme offenbaren.

Als er fort war, ballte der Koch eine Faust hinter seinem Rücken, und die Bemerkungen, welche er im Stillen machte, waren nicht schmeichelhaft für den Ritter. „Lebe ich hier nicht, wie eine Maus in der Falle?" flüsterte er. „Gibt es irgend eine Freude und einen Genuß für mich? Leider bin ich sein Leibeigener und muß ihm blind gehorchen; ich kann nicht einmal entfliehen, denn Jeder würde das Recht haben, mich zu ergreifen und zurück zu liefern."

Mißmuthig saß er lange am Herde; dann sprang er auf; eine feste, fast wilde Entschlossenheit prägte sich in seinen Zügen aus. „Gehorsam," rief er, „ich bin es immer gewesen und will es bleiben, bis ein günstiges Geschick mich von diesem Tyrannen erlöst, aber nimmer soll er mich zum Mörder machen. Ich werde dem Gefangenen Alles geben, was zu seiner Stärkung nothwendig ist. Ueber Kurz oder Lang wird er in diesem dunkeln Loche doch zu Grunde gehen, aber es ist Menschenpflicht, ihm das Dasein einigermaßen zu versüßen."

Heringer hatte die Burg verlassen; jetzt konnte er ungehindert mit dem Gefangenen verkehren. Er ließ ihm ein großes Stück Fleisch und einen Krug Wein hinab und rief ihm zu: „Ihr könnt es in guter Ruhe verzehren, denn Euer Peiniger ist nicht in der Burg. Künftig werdet Ihr in dem Topfe oben Brod und unten

Fleisch finden. Sorgt aber, daß es nicht entdeckt wird, denn Heringer hat mir den Tod für die geringste Untreue gedroht."

„Hans von Weiler wird Euch ewig dankbar sein," sagte der Gefangene.

„Hans von Weiler?" lispelte Gandolph ganz verwundert, denn diesen edeln Ritter hatte er da unten nicht vermuthet.

„Kannst Du mir nicht die Freiheit verschaffen?" fragte Hans. „Ich würde Dich dafür zum reichen Manne machen!"

„Gott weiß, wie gerne ich's thäte, Herr Ritter, aber ich würde unerbittlich dem Tode verfallen. Vertrauen Sie auf Gott; er läßt die Seinigen so leicht nicht zu Schanden werden."

„So laß mir wenigstens ein tüchtiges Brecheisen herab, damit ich mich durch die Felsen arbeiten kann."

„Ach lieber Herr Ritter, ich fürchte, das ist ein vergebliches Beginnen, aber immerhin will ich Ihnen in diesem Stücke zu Diensten sein."

Er verließ den Thurm und holte aus der Küche ein schweres, rostiges Brecheisen, welches seit Jahren unbeachtet in einem Winkel stand. Er ließ es an dem Stricke herab und rief: „Seht Euch wohl vor, Herr Ritter, daß es nicht entdeckt wird, denn mein Leben steht dabei auf dem Spiele."

Hans nahm nun den Schlüssel aus der Tasche, öffnete seine Fesseln und begab sich sofort wieder an die Arbeit. Die Felsen, gegen welche er gestoßen war, schienen eine bedeutende Ausdehnung zu haben, aber das Brecheisen that ihm gute Dienste, und es fand sich, daß der Stein weniger hart war, wie er sich im Anfange gezeigt hatte; aber es gehörte natürlich ein riesiger Entschluß dazu, sich hindurchbrechen zu wollen.

Konrad lag um diese Zeit mit verzweiflungsvollen Gedanken in seinem Verließe und stellte sich mit Schrecken die allmäliche Abnahme seiner Kräfte und seinen qualvollen Tod vor. „Tod," sagte er, „und was kommt nach

dem Tode? Ich habe die Lehren der Pfaffen immer verlacht; wenn es nun doch wahr wäre! Wenn es einen Gott gäbe, der alles Gute belohnt und alles Böse bestraft?“ — Mancher war durch sein Schwert in die Ewigkeit befördert worden; jetzt standen alle seine Opfer mit blutenden und weitklaffenden Wunden vor ihm und klagten ihn des Mordes an. Scheußliche Todtengerippe umtanzten ihn mit klapperdürren Beinen und schossen ihm aus den Augenhöhlen flackernde Blitze zu. Die Wände widerhallten von ihrem schrecklichen Geschrei, und seine Angst stieg auf das Höchste. Da sprang er vom Boden auf und suchte den furchtbaren Gestalten zu entfliehen, aber aus diesem Kerker gab es keinen Ausgang. Die Gerippe waren überall hinter ihm und je schneller er lief, desto schrecklicher klapperte es hinter ihm. Jetzt stieß er im vollen Laufe mit der Stirne gegen einen Felsen und stürzte blutend zusammen. Lange lag er bewußtlos auf dem Boden; als er wieder zu sich kam, waren die Gespenster verschwunden und rings umher herrschte eine unheimliche Stille.

In seinen Ohren entstand ein leises Sausen und in seinen Eingeweiden nagte der Hunger, aber es war keine Hoffnung vorhanden, daß derselbe jemals gestillt würde. Ein schwerer Seufzer entfuhr seinen Lippen, und er begann, seine früheren Thaten zu bereuen.

Da wollte es ihm bedünken, als höre er in der Wand einen dumpfen Schall. Begierig lauschte er, und abermals tönte der Schall. Er legte sein Ohr auf den Boden. Der Schall wurde stärker und wiederholte sich in kurzen Zwischenräumen. Was konnte das sein? Es war ihm nicht möglich, die Ursache zu enträthseln, aber er begrüßte das Geräusch mit Freuden, denn es war in dieser furchtbaren Kerkerstille wenigstens eine kleine Abwechslung.

Konrad konnte die Ursache des Geräusches nicht errathen; die Leser aber werden bereits auf den richtigen Gedanken gekommen sein, daß das dumpfe Dröhnen von dem Brecheisen in dem Nachbarkerker herrühre. Hans

von Weiler arbeitete länger als gewöhnlich, denn er wollte die Abwesenheit des Burgherrn ganz ausnützen; aber gerade die außergewöhnliche Anstrengung erschöpfte seine Kräfte, und er mußte sich nach einigen Stunden in seinen Kerker zurückziehen, um auszuruhen, aber er begann wieder, sobald er sich einigermaßen erholt hatte.

Schon war Konrad den dritten Tag ohne Nahrung, und sein Hunger wuchs mit jeder Minute; derselbe wurde endlich so stark, daß er laut um Hülfe schrie, aber der Ruf verhallte ungehört. Er pochte mit den Fäusten gegen den Felsen, aber was konnten diese ohnmächtigen Anstrengungen nützen? „Der Felsen ist vielleicht nur ein Theil des ungeheuern Steinkegels, auf dem die Burg steht," dachte er, „und da könnten hundert Jahre vergehen, ehe man mich hörte. Und wenn man wirklich mein Rufen vernähme, so würde doch Niemand da sein, der mir zu Hülfe käme."

Gestern hatte er die Scheußlichkeit seines frühern Lebens eingesehen und einen Anflug von Reue empfunden; heute wurde diese Reue schon ernster, und was seit seiner Kindheit nicht mehr geschehen war, das geschah heute: er wandte sich an Gott. Das Gebet, wie er es im Schooße der Mutter gelernt hatte, war ihm allerdings abhanden gekommen, kein Wort davon in seinem Gedächtnisse haften geblieben, aber der Aufschrei in seinem Herzen hätte nichts desto weniger seinen Weg zum Himmel gefunden, wenn er aufrichtig gemeint gewesen wäre. Bei seiner Neigung zum Bösen aber war es nur die augenblickliche Angst, die ihn zum Schooße Gottes trieb.

„Herr, Herr!" rief er, „rette mich aus diesem furchtbaren Verließe. Ich will in Sack und Asche Buße thun und alles Geraubte zurückgeben. Ich will Mönch werden und Tag und Nacht auf den Knieen liegen; Messen will ich lesen lassen — ich will Alles, Alles thun. Nur rette mich! Rette mich!"

Sein Geschrei erschütterte nur die Luft, aber es kam kein Engel vom Himmel, der ihm die Thüre des Kerkers öffnete.

Jetzt hörte er wieder das Geräusch und diesmal schien es näher an der Wand seines Kerkers zu sein. Leise kroch er dem Schalle entgegen und erreichte eine Stelle, wo das Getöse lauter erklang. Wie er schon oft gethan, legte er auch jetzt wieder sein Ohr an die Wand, und bei jedem Stoße fühlte er eine Erschütterung seines Trommelfelles. Plötzlich ging ihm ein Licht auf: „Es sucht sich Jemand aus seinem Kerker zu brechen," dachte er und lauschte mit angehaltenem Athem auf jeden Stoß. Dann begann er, so laut es seine Kräfte zuließen, zu rufen, aber der Mann, welcher im Innern der Erde an der Arbeit war, hörte ihn nicht, sondern schlug mit immer wuchtigeren Stößen gegen das Gestein.

„O, o, es wird ihm gelingen! Wir werden frei sein," rief er; aber diese kleine Aussicht änderte auch schon den frommen Sinn wieder, der ihn einen Augenblick angewandelt hatte. „Wenn es gelingt," lispelte er, „so werde ich meine Schätze nehmen, dem Heringer den Hirnkasten einschlagen und entfliehen!"

Es mochte ihm klar werden, wie wenig dieser abscheuliche Vorsatz zu seinen Gelöbnissen paßte, denn im nächsten Augenblicke verbesserte er sich wieder und rief: „Nein, nein, ich will halten, was ich versprochen habe. Lieber Gott, rechne es mir nicht an, was ich im Fieberwahn spreche! Ich weiß ja selbst nicht, was ich rede. Das Blut siedet in meinen Adern und die Sinne halten nicht mehr zusammen. Ich fürchte, daß ich den Verstand verliere.

Stundenlang dauerte das Geräusch im Felsen und kam immer ein wenig näher; endlich aber wurde es stille, denn Hans war nun so müde, daß er die Eisenstange nicht mehr führen konnte. Er zog sich in seinen Kerker zurück und fügte die Steine wieder in die Oeffnung. Als er beim Lichte der Laterne seine Hände besah, waren sie ganz mit Blut besudelt, denn er hatte sie bei der hastigen Arbeit an den spitzen Steinen zerstoßen. Er machte sich nicht viel daraus. Wenn sie nur tauglich zum Arbeiten blieben, dann möchten sie immer bluten.

Jetzt öffnete sich die Lucke; der Korb fuhr herab und Gandolf rief ihm zu, er möchte sich mit seiner Mahlzeit beeilen, denn eben melde der Thorwart die Ankunft des Ritters und es sei nicht unmöglich, daß er den Einfall habe, hinabzukommen.

Hans legte sich die Fesseln wieder an und gab das Licht mit hinauf, dann stärkte er sich an dem mitgebrachten Mahle. Kaum war er damit fertig, so fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu und er schlief länger, als es sonst der Fall war.

Als er wieder erwachte, hatte er nicht im entferntesten einen Begriff von der Zeit und wußte nicht, ob es Nacht oder Tag war, aber er fühlte sich gestärkt und wollte keinen Augenblick Zeit verlieren, sondern sich sofort wieder an die Arbeit begeben. Rasch entledigte er sich seiner Ketten, öffnete die Mauer und schlüpfte in das Loch; er hatte zwar nur noch ein wenig Oel in der Laterne und er mußte befürchten, daß es bald erlöschte, aber er hielt das Licht nicht für durchaus nothwendig; denn auch im Dunkeln konnte er gegen den Felsen stoßen; es blieb doch immer nicht ganz ohne Erfolg. Bald war er wieder an seiner Arbeit und stieß mit dem schweren Brecheisen fortwährend tüchtige Stücke aus dem spröden Stein.

Konrad erwachte aus seinem Schlummer; aber er befand sich in einem außerordentlich schwachen Zustande. Die Schläge des Herzens folgten sich in großer Schnelligkeit aufeinander. Alle Pulse pochten und hämmerten, besonders an den Schläfen; vor seinen Augen tanzten blaue und rothe Flammen. Eigentlichen Hunger, wie in den vorhergehenden Tagen empfand er nicht mehr; statt dessen fühlte er ein schmerzhaftes Brennen und Reißen in seinen Eingeweiden. Seine Phantasie spiegelte ihm all' jene kostbaren Dinge vor, nach denen er tagelang so sehnsüchtig verlangt hatte. Er glaubte nämlich, sich in der Küche unter Bergen von Braten und Weinkrügen zu befinden, aber wenn er zulangen wollte, so traten klappernde Knochenmänner dazwischen und klopften ihm hohnlachend

auf die Finger. „Hungere Dich zu Tode, wie wir," sagten sie und hielten ihm duftende Lendenstücke vor die Nase. Der Wohlgeruch durchdrang seinen ganzen Körper und der Anblick der verlockenden Leckerbissen weckte auch seinen Hunger wieder, aber die klappernden Unholde entsprangen, wenn er seine Hand ausstreckte. Da begann er bitterlich zu weinen und wieder überkam ihn die Reue über seinen frühern Lebenswandel.

Jedesmal, wenn er ernstlich über eine Besserung seines Lebenswandels nachdachte, wurde sein Zustand ein wenig erträglicher. Das war auch jetzt der Fall, und zum tausendstenmale gelobte er, ein guter Mensch zu werden.

Horch, da ertönte wieder das Klappern und Stoßen an den Felsen, und diesmal konnte er sich über die Nähe desselben nicht mehr täuschen. Der Schall wurde immer lauter und wiederhallte in seinem engen Gefängnisse. Da erfüllte eine unbeschreibliche Freude sein Herz, denn er hoffte nun, die Freiheit zu erlangen. Er wollte sich erheben, um an die Wand zu klopfen und seinem Befreier zurufen, aber er vermochte weder eine Hand zu regen, noch einen Laut hervorzubringen.

Jetzt stürzten mit großem Gepolter eine Menge Steine nieder, und er hörte deutlich, wie dieselben hinweggeräumt wurden. Eine Weile später geschah ein mächtiger Stoß und ein Eisen fuhr durch die Oeffnung, welches von einem schwachen Lichtstrahle beleuchtet wurde.

Eine unbeschreibliche Freude durchbebte sein Herz, und er wollte sich gewaltsam seiner Lethargie entreißen, vermochte es aber nicht. Da geschah wieder ein Stoß, und große Steinmassen stürzten in sein Verließ. Deutlich sah er, wie die Oeffnung sich vergrößerte und das Licht seinen finstern Kerker erleuchtete. Nach einer halben Stunde war die Bresche groß genug, und ein Mann mit einer Laterne kroch hindurch. Das Licht derselben beleuchtete die Züge des Mannes und er erkannte zu seinem Schrecken den Ritter Hans von Weiler, den er so schmählich hintergangen hatte.

Hans stand jetzt in dem Verließe und leuchtete an den Wänden umher. Die Entdeckung, daß er sich in einem neuen Gefängnisse, statt im Freien befand, entlockte ihm einen schweren Seufzer. „Alle Arbeit und Mühe vergeblich," sprach er, „fast verliere ich den Muth, von Neuem zu beginnen. Wenn ich nur die geringste Kenntniß von der Richtung hätte, die ich nehmen muß, um in's Freie zu kommen."

Er untersuchte nun auch den Boden und prallte vor den Gerippen zurück, dann stieß er auf den Knappen, dessen Augen weit offen standen.

Hans war von diesem Anblicke überrascht, denn er hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, diesen Menschen, den er für seinen Verräther hielt, im Gefängnisse zu finden. Wie kam derselbe in das Verließ?

„Dieser abscheuliche Mensch, dessen Leben schon einmal in meiner Hand lag," sagte er, „verdient den Tod; denn er hat mich belogen und betrogen." In seinem Zorne hob er das Brecheisen auf und war nahe daran, ihm den Hirnschädel einzuschlagen, aber eine bessere Regung machte dieser plötzlichen Aufwallung Platz.

„Wie kommst Du in dieses Gefängniß?" fragte er.

Konrad gab keine Antwort, sondern schaute ihn mit einem starren Blicke an, ohne ein Glied zu regen. Da bückte er sich nieder und faßte seine Hand, die wie Feuer brannte und glühte.

Einmal, als seine Mahlzeit lange ausgeblieben war, hatte er einen ähnlichen Zustand gehabt; er vermuthete deßhalb, daß ihn der Hunger so tief herabgebracht habe.

„Bist Du hungrig?" fragte er.

Konrad gab auch jetzt keine Antwort.

Da eilte Hans in seinen Kerker zurück, um Wasser und die Reste seines letzten Mahles zu holen.

Vielleicht war es die Aussicht auf nahe Rettung gewesen, welche die Lebensgeister Konrad's wieder in etwa belebte. Als Hans zurückkam, hatte er sich mit dem Oberkörper ein wenig erhoben und lehnte gegen die Mauer. Hans setzte ihm den Wasserkrug an den Mund

und ließ ihn trinken, dann gab er ihm auch von dem geweichten Brode, welches er mit Heißhunger verschlang.

Nach und nach kam ihm die Sprache wieder. Hans fragte ihn noch einmal, wie er in den Kerker komme. Er versuchte ein Lügengewebe, aber Hans durchschaute ihn und entgegnete: „Versuche nicht, mich zu täuschen. Die Sache verhält sich anders. Du bist mit bei den Rothkreuzen gewesen, die mich im Walde überfallen; aber darauf beschränkt sich Deine Schuld nicht. Du hast auch den Ritter aus seinen Fesseln befreit und mich, der ich Dir großmüthig das Leben schenkte, schmählich verrathen. Der Ritter aber, der Dir wahrscheinlich für diese Dienste eine große Belohnung versprach, hat Dich auf diese Weise unschädlich gemacht. Siehst Du, die Bösen halten ihr Versprechen niemals, sondern sehen nur auf ihren eigenen Vortheil. Wärest Du ehrlich Deinem Schwure nachgekommen, so besäßest Du jetzt eine eigene Burg; statt dessen liegst Du als betrogener Betrüger im Verließe und mußt von dem, den Du so tief gekränkt und beleidigt, Gnade annehmen."

Konrad kniete vor dem Ritter nieder, erhob seine Hände und flehte: „O verzeiht, Herr Ritter! Seid großmüthig und erhaltet mir das Leben. Nicht zum zweitenmale werde ich Verrath an Euch üben, sondern bis in den Tod Euer ergebener Knecht sein. Nehmt mich mit in Euer Gefängniß. Wir wollen die Arbeit gemeinsam betreiben, so haben wir doppelte Aussicht, aus diesem schauderhaften Orte zu entkommen."

„Rechne darauf nicht," antwortete Hans. „Du hast durch Deinen Verrath mein Vertrauen verloren, und wirst es sobald nicht wieder gewinnen. Ich müßte vor Dir stets auf meiner Hut sein, und Du würdest die erste günstige Gelegenheit benutzen, um mich wieder zu verrathen. Ich will Dir das Leben erhalten, indem ich meine Mahlzeiten mit Dir theile. Mehr kann ich Dir nicht gewähren, und damit ich vor einem Ueberfalle von Deiner Seite sicher bin, werde ich Dich in Ketten legen."

Ketten hingen genug an den Wänden, und er konnte ihn leicht schließen.

Konrad konnte gegen den starken Mann nichts ausrichten, sondern mußte sich das Festschließen gefallen lassen.

„Herr Ritter," sprach er, „wenn es Euch gelingt, die Freiheit zu erlangen, so vergesset meiner nicht. Bis an meinen Tod will ich Euch dankbar sein und niemals vergessen, daß Ihr mich vom Hungertode gerettet."

„Laß einstweilen alle Betheuerungen," gab der Ritter zur Antwort, „denn ich schenke denselben kein Vertrauen. Sehe ich später, daß Du wirklich aufrichtige Reue hast, so werde ich sehen, wie ich mit Dir verfahre. Zeige jetzt Deine Aufrichtigkeit, indem Du mir sagst, welche Richtung ich einschlagen muß, um mich aus dem furchtbaren Kerker zu erretten."

„Es wird überall gleich schwierig und langwierig sein. Mein Rath ist, eine der Thüren zu erbrechen und den Ritter niederzumachen. In der Burg ist kaum Einer, der seinen Tod bedauern würde."

Dieser Rath war wirklich aufrichtig gemeint, aber Hans traute ihm nicht, sondern glaubte, es sei abermals darauf abgesehen, ihn dem Heringer zu überliefern.

„Die Thüren sollen unberührt bleiben, denn sie führen in die Höhle des Tigers," antwortete Hans; „gieb mir lieber an, nach welcher Richtung ich graben muß, um auf dem kürzesten Wege die Freiheit zu erlangen."

Der Knappe stellte sich im Geiste den Plan der Burg vor und entgegnete: „Es müßte von hier aus geschehen. Wenn unter der Treppe her gegraben wird, so muß man endlich in den großen Weinkeller gelangen, und von dort würde es nicht so schwer sein, zu entkommen. So viel ich mich erinnere, ist daselbst eine nur mit einem Rost verschlossene Oeffnung in der Mauer, durch welche das Schwankwasser abläuft. Es führt außerhalb der Burg auf einen jähen Felsen, von dem man sich vermittelst der Seile, die im Keller aufbewahrt werden, hinablassen könnte."

Dieser Plan sagte dem Ritter sehr zu, und er begann

sogleich, mit seinem Eisen die Treppe zu untersuchen. Auch hier war Alles Fels; aber er bebte jetzt nicht mehr zurück.

„Ich werde täglich mit meiner Mahlzeit hieherkommen," sagte er; „Du sollst mit davon genießen, und wenn ich müde geworden bin, die Arbeit fortsetzen, so daß niemals eine lange Pause eintritt. Konrad gab sich damit zufrieden. Er konnte ja auch nicht anders.

Der Ritter kehrte wieder in sein Gefängniß zurück. Ebenso sorgfältig wie früher verschloß er die Oeffnung, denn Niemand sollte erfahren, daß er noch immer arbeitete; auch die Fesseln legte er wieder an und ruhte aus, bis das Essen kam; dann ging er hinüber, theilte mit seinem Unglücksgefährten und machte sich wieder an die Arbeit.

Dieses jammervolle Leben mochte acht Tage fortgedauert haben, als Hans eine Abnahme seiner Kräfte bemerkte. Das setzte ihn in großen Schrecken, denn wenn er nicht gesund und rüstig blieb, so war an seine Befreiung aus dem Kerker nicht zu denken. Bald konnte er sein Brecheisen nicht mehr führen, aber er mochte es auch dem Knappen nicht anvertrauen, denn er fürchtete, dieser werde seiner angebornen Neigung zum Bösen folgen und ihn erschlagen. Am folgenden Tage hatte er nur noch so viel Kraft, seinem Unglücksgefährten das Essen zu bringen und bei der Rückkehr den Stein wieder einzusetzen.

Die Schwäche wurde nun so groß, daß er kaum noch im Stande war, die Fesseln anzulegen und den Korb an das Seil zu binden. Von oben ertönte die Stimme Gandolf's: „Sputet Euch, Herr Ritter, Heringer kommt!"

Rasch fuhr der Korb in die Höhe, und die Lucke schloß sich. Gleichzeitig erscholl auf der Treppe der schwere Tritt des Ritters, aber Hans hörte denselben nicht mehr. Eine eisige Kälte verbreitete sich über seinen Leib und er empfand in seinen Gliedern einen heftigen Schlag. „Gott, nimm meine Seele auf!" hauchte er, dann regte er sich nicht mehr.

Heringer hatte unterdessen die Kerkerthüre erreicht und trat mit einer brennenden Fackel herein. „Nun, wie sind Dir die dünnen Suppen bekommen?“ fragte er mit höhnendem Tone.

Da er keine Antwort erhielt, so trat er näher heran und leuchtete ihm in's Gesicht.

„Hölle und Teufel,“ schrie er; „der verfluchte Koch hat ihn verhungern lassen und nun ist es mit der Herrschaft Weiler vorbei!“

Er hob ihm die eisig kalte Hand auf; sie fiel schlaff nieder.

„Todt, todt!“ schrie er ingrimmig; „der Hund hat mich um das reiche Gut betrogen!“

Die Thüre hinter sich zuziehend, stürmte er die Treppe hinauf, um den Koch zu züchtigen und schrie dabei wie ein Besessener.

XII.

Heringer hatte sich so sehr vom Zorne überwältigen lassen, daß er auf seine Umgebung nicht Acht gab, sondern wie ein Toller die Treppe hinaufrannte, um den Koch zu züchtigen. Auf der obersten Stufe trat er zu kurz, fiel nieder und schlug mit dem Kopfe so heftig gegen den Stein, daß er betäubt liegen blieb. Im Fallen stieß er einen so furchtbaren Schrei aus, daß derselbe durch die ganze Burg gehört wurde; aber Niemand wußte, woher er kam und was er zu bedeuten hatte. Der Koch, welcher am nächsten dabei war und wußte, daß der Ritter in das Verließ hinabgestiegen war, glaubte, der Schrei komme aus dem Kerker und er vermuthete, Heringer habe dem Leben des Gefangenen ein gewaltsames Ende gemacht.

Kurz vorher war Klaus auf der Burg angekommen, um mit Heringer Zwiesprache zu halten. Eben trat er in die Küche und bot Gandolf seinen Gruß, als der Schrei ertönte. Beide fuhren vor Entsetzen in die Höhe, denn er klang wie der Ruf eines Verdammten.

„Was war das?“ fragte Klaus.

„Der Ritter ist so eben mit einer Fackel in die Kerker hinabgestiegen," antwortete Gandolf.

„Aber der Schrei?"

„Es sind zwei Gefangene da unten."

„Zwei? Wer ist der zweite?"

„Der Knappe Konrad."

Klaus schaute ihn ganz verwundert an. „Konrad?" fragte er; „Du bist wohl im Irrthume?"

„Nein, ich bin nicht im Irrthume. Er muß dem Ritter gegenüber in irgend einer Weise nicht aufrichtig gewesen sein, denn er ist wegen Verrathes hinabgestoßen worden."

„Und Du glaubst, daß Heringer ihm jetzt den Garaus gemacht hat?"

„Nein, Konrad ist schon zwei Wochen da unten und muß längst gestorben sein, denn Heringer brachte ihn in das Hungerverließ. Du weißt, daß es dort keines Schwertstoßes bedarf. Es wird also der andere Gefangene gewesen sein."

„Der gewiß nicht, denn Heringer hat ein Interesse daran, daß er am Leben bleibt."

„Dann weiß ich es nicht. Vielleicht treiben die Geister der Hingeschiedenen in den Kerkern ihr Wesen."

Klaus wurde nachdenklich; die Einkerkerung seines Complicen gefiel ihm nicht. Hatte diesen heute die Reihe getroffen, so konnte sie morgen an ihn kommen. Auf jeden Fall hielt er es für gut, wenn er baldmöglichst in's Reine kam. Er begab sich deßhalb in die Gemächer seines Herrn, fand dieselben aber leer, doch stand die Thüre, welche aus seinem Zimmer in das Verließ des Hans von Weiler führte, offen.

Er steckte den Kopf hindurch und lauschte. Alles war stille. Nach einer Weile aber glaubte er, innerhalb des Ganges ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen. Da zündete er eine Fackel an und leuchtete hinein. Die rothen Strahlen fielen auf eine Lache Blutes. Als er genauer hinschaute, fand er in dem rothen Strome den Heringer liegen.

„Mein Gott, Herr, was ist geschehen?“ fragte er und zog an seinem Arme. Keine Antwort erfolgte. Da eilte Klaus in die Küche und rief: „Gandolf, auf der Kerkertreppe liegt der Ritter. Er ist entweder todt oder betäubt. Komm und hilf mir, ihn in sein Zimmer tragen.“

Der Koch war über diese Mittheilung nicht sehr erschrocken. Er hatte sogar das Gefühl, als geschehe dem Lande eine Wohlthat, wenn der Wütherich wirklich seinen Geist aufgegeben.

Sie eilten nun zusammen an die Stelle, und es fand sich wirklich so, wie Klaus berichtet hatte. Sie luden den schweren Mann auf ihre Schultern und trugen ihn auf sein Ruhebett. Der Weg, den sie zurücklegten, war ganz mit Blut befleckt, denn es strömte noch immerfort aus der großen Kopfwunde.

„Ist er todt?“ fragte der Koch, und hatte den stillen Wunsch, daß seine Frage bejaht werde.

Klaus hielt das Ohr an seine Brust und flüsterte: „Todt nicht, aber, wie es scheint, sehr krank. Woher sollen wir Hülfe schaffen?“

Der Koch holte ein Stück Leinwand herbei, und sie verbanden gemeinsam die klaffende Wunde, dann nahmen sie ihm die Kleider ab und suchten ihn so gut wie möglich zu betten. Der Verwundete gab bei dieser ganzen Operation keinen Laut von sich, ein Zeichen, daß er gänzlich ohne Bewußtsein war.

„Wir müssen die übrigen Bewohner der Burg von diesem Unglücksfalle in Kenntniß setzen,“ sagte Gandolf. „Noch können sie die Blutspuren sehen und sich vorstellen, wie der Unfall entstanden. Stirbt er uns aber unter den Händen, so —“

„Könnten wir für seine Mörder angesehen werden,“ unterbrach ihn Klaus. „Ganz richtig so, Gandolf! Obschon es ohne Zweifel Leute giebt, die uns Dank dafür wüßten, so wollte ich doch nicht gerne in einem solchen Verdachte stehen. Im Uebrigen wünsche ich auch, daß er noch eine Zeitlang lebt — ich habe meine Gründe dabei!“

Der Koch lief auf den Burghof; die Leute merkten

gleich an seinem verstörten Gesichte, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte und riefen ihm zu: „Was ist geschehen, Gandolf?“

„Der Ritter ist auf der Treppe gefallen und hat sich schwer am Kopfe verletzt,“ entgegnete er. „Er liegt ganz bewußtlos da, und es ist gut, wenn Ihr ihn sehen kommt. Vielleicht weiß Einer Rath.“

Die Nachricht schien auf die meisten Hörer eher eine angenehme, als eine unangenehme Wirkung auszuüben. Fast Keiner zeigte sich erschrocken, und es fehlte nicht an Leuten, die ihre wahre Gesinnung nur aus Furcht verbargen. Mehr aus Neugierde als aus Theilnahme begaben sie sich in das Gemach des Verwundeten und umstanden das Lager.

„Wir können ihn so nicht liegen lassen,“ sagte der Koch. „Einer muß hinüber nach Fels. Herr Kuno ist ein geschickter Arzt, und er wird gleich kommen, wenn er hört, daß der Ritter seiner Hülfe bedarf.“

„Kein Felser darf hieherkommen,“ antwortete Klaus; „auch der Einsiedler nicht. Wollt Ihr Etwas thun, so ruft den Waffenschmied Amelung; er kennt sich auf die heilsamen Kräuter und hat schon manchen gespaltenen Schädel kurirt.“

Ein Knappe, mit Namen Wolf, erbot sich, den Amelung herbeizurufen; aber es schien ihm doch nicht sehr um die Rettung seines Herrn zu thun zu sein, denn als er die Burg im Rücken hatte, schlenderte er so gemächlich dahin, als ob gar keine Gefahr im Verzuge sei. Er pfiff sogar ein Liedlein, welches keine Spur von Traurigkeit offenbarte, sondern lustig in die Büsche hinabklang.

Unten im Waldschatten blieb er stehen und sprach zu sich selbst: „So lange Heringen steht, ist nicht viel Gutes darauf geschehen; aber unzweifelhaft würde es der ganzen Gegend zum Wohle gereichen, wenn der Wütherich nicht wieder aufkäme.“

Ein Geräusch zwischen den Zweigen erschreckte ihn. Rasch wandte er den Kopf, denn er fürchtete, in seinem

Selbstgespräche belauscht worden zu sein. Zu seiner Freude war es nur ein Eichhörnchen, welches bei seiner Annäherung entfloh.

„Besser denken, als sprechen," flüsterte er. „Wenn der Barbar meine Gedanken erführe, ließ er mich sicher umbringen."

Langsam setzte er seinen Weg fort, bis er das Thal erreichte. Im Angesichte der Schmiede mußte er den Schein wahren. Raschen Schrittes näherte er sich der Werkstätte und rief schon von Weitem: „Meister Amelung, Ihr müßt rasch Euere Medizinflaschen zusammenraffen und nach Heringen kommen, denn der Ritter hat einen bösen Sturz gethan, und Ihr müßt ihn kuriren."

Amelung hatte gerade eine glühende Eisenplatte in der Zange und hämmerte mit seinen Gesellen darauf los, daß die Funken stoben. Die ihm von Weitem zugerufene Nachricht weckte in seinem Herzen dasselbe Gefühl, welches die Knappen und Knechte auf Heringen empfunden hatten. Der Gedanke, der Ritter gehe vielleicht dem Tode entgegen, erfüllte ihn mit Freuden, und diese Freude spiegelte sich auf seinem Gesichte wieder.

Den Hammer sinken lassend, fragte er den jetzt in der Thüre stehenden Wolf, welcher Art die Verwundung sei.

„Meines Dafürhaltens ist sie derart, daß Euere Tränke und Mixturen nichts helfen werden," antwortete Wolf.

„Dann wäre mein Herüberkommen vergeblich."

„Möglich, sogar wahrscheinlich, aber der Hirnkasten unseres Ritters hat schon manchen Schmiß bekommen, und es ist immerhin möglich, daß er wieder lebendig wird. Auf diesen möglichen Fall muß man vorbereitet sein, denn Ihr wißt ja, daß er Jedem, der sich nur im mindesten gegen ihn verfehlt, den Speer durch den Leib rennt."

Amelung hütete sich wohl, auf diese vermessene Rede eine Antwort zu geben, denn seine Gesellen standen mit offenem Munde da und lauschten auf jedes Wort. „Arbeitet an dem Harnisch weiter," wandte er sich an diese,

„vielleicht muß ich die Nacht da oben bleiben, und der Harnisch eilt."

„Er ist ja für den Ritter selbst," antwortete der Altgeselle, „und wenn er krank ist, so wird er den neuen Harnisch sobald nicht anlegen."

„Thut nach meinem Befehl. Er kann schnell gesund werden, und er würde wüthen, wenn er den Harnisch nicht findet."

Er verließ die Stube und stieg in den Oberstock seines Häuschens, um Verbandzeug und Medicamente zu holen, dann machte er sich mit dem Knappen auf den Weg.

Dieser hatte das Herz auf der Zunge und sprach: „Meister Amelung, ich glaube nicht, daß es viel Leute im Luxemburgischen giebt, die seinen Tod bedauern würden."

„Wer weiß, ob es nach seinem Tode nicht noch schlimmer würde," entgegnete Amelung.

„Das ist nicht wohl möglich. Er hat weder Kind noch Kegel, und wenn er den vernünftigen Gedanken hätte, zu sterben, so würde die Burg mit der kleinen Herrschaft dem Landesherrn zufallen. Es ist aber nicht schwer zu errathen, daß die geplagten Unterthanen sich unter dieser neuen Herrschaft hundertmal besser stünden."

Amelung war in seinen Aeußerungen sehr vorsichtig, denn die allzugroße Offenherzigkeit des Knappen erweckte sein Mißtrauen. Als sie an die Burg kamen, fanden sie die Brücke niedergelassen. Das zeugte von der Veränderung, die auf der Burg vorgegangen war, denn so lange sie stand, war diese Sorglosigkeit noch nicht dagewesen.

Auf dem Hofe standen Knechte und Mägde zusammen und unterhielten sich mit schlecht verhehlter Fröhlichkeit von dem schlimmen Zustande des Ritters, aber auch sie waren scheu und zurückhaltend, weil sie dieselbe Furcht hatten wie Amelung.

Der Schmied eilte mit dem Knappen in das Gemach des Verwundeten, wo er Klaus und den Koch traf. „Wie steht es um ihn?" fragte er.

„Seit wir ihn hiehergelegt, hat er sich noch nicht

geregt," antwortete Klaus, „aber wenn auch das Leben an einem schwachen Faden hängt, so ist es doch noch nicht von ihm gewichen."

Amelung besah die Wunde und schüttelte mit dem Kopfe. „Der Fall ist ein furchtbarer gewesen," sagte er, „denn die Hirnschaale hat einen Sprung bekommen."

„Dann wird es wohl zu Ende sein," flüsterte Klaus, „oder glaubst Du, daß noch Hoffnung vorhanden?"

„In einem solchen Körper steckt eine gewaltige Kraft. Wir wollen wenigstens nichts versäumen, sondern Alles thun, was in unsern Kräften steht. Zunächst wird es nothwendig sein, die Enden des Knochenrisses fest aneinanderzudrücken, daß sie wieder miteinander verwachsen können. Habt Ihr ein dünnes Eisenblech?"

Es wurde gesucht, und man fand den mit Wolle gefütterten Gürtel des Ritters, der nach Belieben enger und weiter gemacht werden konnte. Amelung legte ihn dem Verwundeten um den Kopf und trieb ihn so lange an, bis die Bruchränder zusammenstießen.

Dieses Verfahren mußte ihm einen großen Schmerz verursachen, denn er erwachte aus seiner Betäubung und stieß ein lautes Gebrüll aus, aber seine Glieder blieben noch ohne Bewegung. Amelung nahm jetzt eine Hand voll Kräuter aus seiner Ledertasche und befahl dem Koche, einen Thee daraus zu bereiten, von dem ihm alle Viertelstunden ein wenig eingeflößt werden sollte.

Der Thee war bald bereitet, aber mit dem Einflößen ging es nicht so leicht; man mußte ihm den Mund aufbrechen und ein Holz zwischen die Zähne setzen, damit die Flüssigkeit hinunterging.

Klaus hatte sich im Lehnstuhle des Ritters niedergelassen; seine Gedanken beschäftigten sich nicht mit dem Kranken, sondern mit dessen Erbschaft. Allen Ernstes machte er Pläne, ob er nicht selbst diese Erbschaft antreten könne. Nach seinem Dafürhalten gab es auf der ganzen Welt keinen Menschen, der so viel Anrecht auf dieselbe hatte als er. Alle Unternehmungen und bösen Anschläge des Heringer waren in seinem Kopfe gereift,

er war der eigentliche Vater derselben. War er nun auch über seine Ansprüche nicht im Zweifel, so stand doch das Kapitel der Ausführung auf einer andern Seite. Wie das anzufangen, war ihm noch nicht klar. Auf der Fels hatte er allerdings mehrere Anhänger gewonnen, und wenn er zu ihnen sagte: „Jetzt ist es Zeit!“ so kamen sie, und es war eine Kleinigkeit, die Burg in Besitz zu nehmen. Aber wie sich in diesem Besitze erhalten? Der Heringer war nicht zu fürchten; man brauchte ihn nur in seine Gemächer einzuschließen und sich nicht weiter um ihn zu kümmern, so ging er von selbst dem Tode entgegen, und es geschah ihm dasselbe, was er dem Knappen Konrad und Andern gethan. Es war also eigentlich eine gerechte Vergeltung. Aber wenn dieses auch Alles glatt abging, so durfte er doch nicht hoffen, daß der Landesherr ihm die Burg lassen würde. Er sah ein, daß er eines tapfern Ritters als Schutzherrn bedurfte. Wer konnte das sein? Er dachte an den Bannerherrn, aber dieses Projekt scheiterte an dessen geradem Sinne, und dasselbe hatte er von Kuno zu erwarten.

„Aber Hans von Weiler,“ sprach er mit stillem Frohlocken. „Wenn ich jetzt in seinen Kerker hinabstiege und ihm die Freiheit gäbe, würde er sich nicht jede Bedingung gefallen lassen? Richtig, richtig!“ So wollte er's machen!

Als er und der Koch den Verwundeten entkleidet hatten, war ein Schlüssel aus dessen Tasche gefallen; es war der Schlüssel zu jenem schrecklichen Gefängnisse, noch lag er am Boden.

Einen unbewachten Augenbick benutzend, steckte er denselben zu sich und wollte sich rasch entfernen; aber Amelung stieß ihn an und flüstete: „Der Ritter kommt wieder zu sich.“

Mit unwilligem Gesichte wandte er sich um und sah, wie Heringer die Augen öffnete und die Anwesenden anstarrte. Er schien sich in diesem Augenblicke nicht zu besinnen, was mit ihm vorgegangen. Nach und nach aber sammelten sich seine Erinnerungen und er befahl, daß der Koch und Amelung hinausgehen sollten.

Als die Thüre geschlossen war, sprach er zu Klaus: „Hans von Weiler ist gestorben. Der verfluchte Koch hat ihn verhungern lassen und mich um die Herrschaft Weiler gebracht. Jetzt kann ich nichts thun, um ihn zu bestrafen, aber ich werde mich bald erholen und dann wehe ihm."

Klaus war über diese Nachricht nicht wenig bestürzt, denn sein schöner Plan stürzte mit einemmale zusammen.

„Auch Du verlierst dabei," fuhr der Ritter fort, „aber laß Dich's nicht anfechten; ich werde bald wieder gesunden, und dann wollen wir den Angriff auf Fels beschleunigen."

„Herr Ritter," entgegnete Klaus, „ich glaube, Ihr thätet besser, einen Priester kommen zu lassen."

„Schweig mir von den Pfaffen — ich bedarf ihrer noch nicht!"

Er hatte den Satz kaum vollendet, so schwand ihm das Bewußtsein wieder. Klaus rief den Koch und den Schmied und verließ das Gemach, denn er wollte sich überzeugen, ob Hans von Weiler, seine einzige Hoffnung, wirklich gestorben sei.

Draußen zündete er eine Fackel an und ging an der Blutlache vorüber die Treppe hinab. Unten angekommen schloß er auf und leuchtete in das traurige Verließ. Hans lag regungslos an der Mauer, noch von Fesseln und Eisenbändern in festem Gewahrsam gehalten. Er hielt die Fackel über ihn und schaute in die bleichen Züge. „Todt," sagte er; „Du bist zur Unzeit gestorben, Hans! Alle Unbilden hätten jetzt gerächt werden können!"

Mißvergnügt schlug er die Thüre hinter sich zu, daß die Mauern dröhnten und begab sich in das Krankenzimmer, wo Heringer noch immer ohne Bewußtsein lag. Mit einem verdrießlichen Gesichte warf er sich wieder in den Lehnsessel und dachte nach, wie er sich für all' die Schurkenstreiche, die er um Lohn begangen hatte, bezahlt machen könne.

„Hm," murmelte er, „den Ritter zu bestehlen, das

wird vor der Hand nicht gehen, aber ich weiß, daß Konrad Schätze in der Burg verborgen hat. Wenn ich wüßte, wo sie zu finden wären, so würde ich mir kein Gewissen daraus machen, sie zu nehmen, denn sie gehören Niemanden mehr, sondern sind jetzt freies Gut."

Um den Kranken bekümmerte er sich nicht weiter, sondern begab sich in die Stube des Knappen, die er einer genauen Untersuchung unterwarf. Die Kisten und Kasten, das Bett und jeder Winkel wurden durchstöbert, aber er fand nichts Mitnehmenswerthes. „Der schlaue Fuchs," sprach er, „er wußte, daß der Ritter sich nicht scheut, einen kühnen Griff zu thun, und er hat Alles auf die Seite gebracht."

Auf dem Hofe gewahrte er jetzt den Knappen Wolf. Rasch eilte er hinaus und begann mit demselben eine Unterhaltung. Unmerklich wußte er auf Konrad zu kommen. „Schade um den armen Menschen, daß er so elend verhungert ist," sagte er. „Einen solchen Tod hat er sich wohl nicht träumen lassen, sonst hätte er bei Nacht und Nebel die Burg verlassen."

„Und warum meinst Du, daß es schade um ihn sei?"

„Nun, weil er eine ehrliche Haut war und sich nicht an fremdem Gute vergriff."

Der Knappe lachte, daß er sich schüttelte. „Nicht an fremdem Gut vergriff?" sagte er. „Die Bauern und die kleinen Edelleute, so wie die Kirchen und Klöster wissen davon zu erzählen. Ich wette meinen Hals gegen eine Mohnrübe, daß er einen großen Reichthum hier versteckt hat."

„Kann ich mir nicht denken! Und wo denn auch!"

„Nun, ich habe meine Gedanken darüber; aber es wird sich schon finden, wenn der Speicher einmal durchsucht wird."

Das Wort war ihm unwillkürlich über die Zunge gegangen, aber Klaus gab sich den Anschein, als habe er es gar nicht vernommen. „Er hat ganz gewiß nichts hinterlassen," sagte er. „Was er gemaust hat, ist bei

seinen Verwandten in Sicherheit, und diese werden schon gesorgt haben, daß es in die Schmelze gewandert und als baare Münze wieder herausgekommen ist."

Nachdem er noch eine Weile unbefangen geplaudert hatte, ging er wieder in die Krankenstube und überlegte, wie er zu Konrads Schätzen gelangen wolle.

Der Schmied erklärte, daß er nun nichts mehr thun könne. Man solle nur fleißig fortfahren, ihm die Medizin einzuflößen; morgen werde er wiederkommen. Dem verschlagenen Klaus war daran gelegen, auch den Koch fortzubekommen; er erbot sich deßhalb, bei dem Kranken zu bleiben und für ihn zu sorgen. Dem Koch war dieses Anerbieten sehr angenehm, denn er fühlte sich ganz unheimlich bei dem Ritter.

Sobald Klaus allein war, verriegelte er von Innen die Thüre, um nicht überrascht zu werden und begab sich dann in das Nebengemach, wo er nach den Schlüsseln der verschiedenen Truhen suchte; besonders kam es ihm darauf an, den Schlüssel eines stets verschlossenen Alkoven zu finden, denn er vermuthete, daß hier die geraubten Kostbarkeiten aufbewahrt würden. Lange suchte er vergebens; endlich fand er denselben in einer Schublade, die sich zufällig mit einem seiner eigenen Schlüssel öffnen ließ. Mit fieberhafter Ungeduld steckte er den Schlüssel in das Schloß und drehte ihn um. Fast hätte er einen lauten Schrei ausgestoßen, denn von allen Seiten strahlten ihm Kelche, Monstranzen, Kreuze und andere Kirchengeräthschaften mit edeln Steinen entgegen. An einer Stelle lag ein großer Haufen gemünztes Gold, an einer andern schwere goldene Ketten und Pretiosen.

„O, dieser abscheuliche Geizhals," murmelte er mit geballten Fäusten; „er machte sich stets arm, wenn er meine Dienste belohnen sollte, und hier liegt ein ungeheurer Reichthum zusammen! Pfui über ihn! Aber, wenn ihn die unerbittliche Faust des Todes packt, so werde ich alle diese Dinge heimtragen und reich sein, wie ein König. Was für Augen wird meine Grete machen, wenn sie all' diese Ketten und Diamanten sieht!"

Gierig streckte er die Hand aus, um ein Diamantkreuz zu sich zu stecken, aber er zog sie wieder zurück und flüsterte: „Nein, noch nicht! Erst muß er todt sein! Dann aber gehört Alles mir!“

Ab und zu ging er in das Krankenzimmer, aber er gab dem Ritter keinen Thee, sondern lauschte nur auf seine Athemzüge. Viel zu lange dauerte es ihm, bis die Nacht kam, und als sie endlich da war, lauschte er mit ängstlicher Spannung auf jedes Geräusch in der Burg. Endlich verstummte Alles. Da öffnete er die Thüre und lauschte auf Treppen und Gängen. Als er sich überzeugt hatte, daß Alle schliefen, holte er in der Küche eine Laterne und begab sich auf den Speicher der Burg, wo er stundenlang umherstöberte und jeden Winkel durchsuchte, ohne etwas zu finden. Schon wollte er unwillig umkehren, als ihm der Gedanke kam, das Dach zu durchsuchen. Schon beim ersten Griffe zog er ein Meßkännchen von Silber hervor; beim zweiten fand er das Gegenstück und einen silbernen Teller, und so ging es Schlag auf Schlag, bis er den ganzen Raub zusammen hatte.

Nun entstand die Frage, wie er diese Dinge ungesehen aus der Burg bringen könne. Vor ihm stand ein großer Waschkorb; in diesen legte er seinen Raub und füllte ihn bis an den Rand; dann sah er sich nach einem langen Seile um, das er an den beiden Ohren des Korbes befestigte. Hierauf hob er die Last auf die äußere Fensterbank, und ließ sie langsam hinab. Unterhalb des Fensters lag in der Tiefe der Schloßgraben; dort blieb der Korb wohl zwischen dem Schilf verborgen, dachte er. Leise ließ er seinen Raub hinab und fühlte endlich, daß er auf dem Boden angekommen war. Da warf er das Seil nach, schloß das Fenster und begab sich wieder in die Krankenstube. Hier fand er den Ritter außerhalb des Bettes, fluchend und tobend.

„Wer hat mir die Stirne zusammengepreßt?“ schrie er. „Wer ist es, der die Absicht hat, mich zu tödten? Bei meinem Schwert, er soll nicht lebend von der Stelle kommen!“

Klaus war gerade in diesem Augenblicke in die Stube getreten und konnte sich nicht mehr zurückziehen. Heringer stürzte mit lautem Gebrüll auf ihn zu, ergriff ihn am Halse und würgte ihn mit solcher Gewalt, daß ihm die Zunge vor dem Munde hing. Es war ihm nicht möglich, einen Hülferuf auszustoßen, denn bald verging ihm der Athem; aber es würde ihm auch nicht viel genützt haben, denn die Bewohner der Burg lagen in tiefstem Schlafe, und aus den versteckten Zimmern drang nicht leicht ein Laut in die übrigen Theile des Hauses. Noch einen Augenblick, dann schwand ihm das Bewußtsein und er stürzte wie ein Sack zu Boden.

Heringer tobte immer lauter, und wenn er an Klaus vorüberkam, so trat er denselben mit den Füßen. Der Spielmann erwachte bald wieder aus seiner Betäubung und empfand eine unbeschreibliche Freude, daß er dem Tode entronnen war. Seine erste Absicht war, so schnell als möglich zu entfliehen und den Tobenden seinem Schicksale zu überlassen, aber er getraute sich nicht, zum zweitenmale seinen Zorn heraufzubeschwören.

Der Ritter stellte sich jetzt vor ihn und murmelte zwischen den Zähnen: „Ich kenne Dich, Du bist Konrad, der treulose Knappe, der mich nur für schnöden Vortheil aus den Ketten löste. Jetzt hast Du Deinen Lohn! Einmal verhungert und einmal erwürgt, das wird doch genügen, um Dich ganz todt zu machen. Oder lebst Du immer noch, Du blutgieriger Hund?“

Er bückte sich und stieß ihn mit den Fäusten hin und her. Klaus ließ es sich gefallen, denn er mußte todt scheinen, wenn er nicht todt gewürgt sein wollte.

„Der Teufel hat seine schwarze Seele geholt,“ murmelte er. „Aber wie wird es mir ergehen? Puh, puh, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht. Mag er mit seiner ganzen Sippe und seiner Großmutter kommen, ich will ihm Stand halten. Wie ich den Konrad erwürgt habe, so will ich auch dem Fürsten der Hölle die Seele aus dem Leibe treiben.“

Klaus mußte jeden Augenblick einen neuen Wuth-

anfall befürchten; er war aber sehr erfreut, daß sich derselbe nicht wieder gegen seine Person richtete.

„Wer hat mir den Kopf eingeschnürt?“ rief er jetzt wieder. „Fort, fort mit diesen Klammern! Ich will meinen Kopf frei haben!“ Mit einem Ruck riß er den Gürtel von seinem Haupte und schleuderte denselben mit Wucht gegen die Wand. Sogleich begann der Kopf wieder zu bluten. Noch eine Weile taumelte er im Zimmer umher, dann stürzte er mit lautem Brüllen zusammen.

Klaus sprang auf seine Füße, verließ das Zimmer und weckte den Koch, dem er die Wuthanfälle des Kranken und seine eigene Lebensgefahr schilderte. Gandolf empfand kein Verlangen, dem Tobenden in die Hände zu fallen; wenigstens wollte er sich nicht allein dem Drucke seiner gewaltigen Fäuste aussetzen. Er weckte deßhalb einige starke Leute und ersuchte sie, sich mit ihm in das Krankenzimmer zu begeben.

Es waren keine großen Ueberredungskünste nothwendig. Die meisten folgten ihm gerne, denn sie wollten sich an der ohnmächtigen Wuth ihres Peinigers weiden.

Als sie in das Zimmer traten, lag er noch auf der Stelle, wo er niedergefallen war. Die Burgmannen hoben ihn aus seinem Blute auf und legten ihn auf das Lager. Er lag mit geschlossenen Augen da und murmelte grausige Flüche zwischen den Zähnen; dann sprach er zusammenhängender: „Belzebub, bleibe fern! Seht, seht, da steckt er den häßlichen Kopf mit den beiden Ziegenhörnern durch die Thüre, und nun tritt er mit den Bockfüßen herein und schüttelt lachend den spitzen Ziegenbart. O weh, hinter ihm kommt noch eine ganze Legion mit Pechpfannen! Sie wollen mich lebendig schmoren. Ich sage Dir, bleibe da! Du hast keine Macht über mich, denn ich will mich bessern! Gandolf, mach' die Fleischstücke größer; er hat Hunger, der Mensch da unten, denn ich höre ihn wimmern wie ein kleines Kind: Beim Satan, mach' sie größer, sage ich Dir! Ruhig, ruhig, hört, was ich gelobe! Ich will auf Heringen eine Kapelle bauen! Sagt es dem Klaus; er versteht sich

auf alle Rollen und soll die Messe dienen. Nein, nein, keine Kapelle, denn ich verabscheue die Priester. Aber was thue ich denn, um meine Sünden zu büßen? Laßt mir Zeit, ich werde es schon finden! Ha, wie mein Kopf schmerzt! Das Gehirn läuft mir aus. Warum habt Ihr mir das Band abgerissen? Ruft den Schmied, er muß ein neues machen!"

„Wolf," sagte der Koch, „eile hinab, wecke den Meister und bringe ihn sogleich hieher!"

Der Kranke begann nun wieder zu toben und wollte Jedem an die Gurgel. Starke Arme waren nöthig, um ihn auf dem Bette zurückzuhalten. Als der Schmied kam, war er vollständig erschöpft und kaum noch im Stande, einen Laut hervorzubringen. Plötzlich aber schien er seine letzten Kräfte zu sammeln. „Verfluchte Hunde," schrie er, indem er mit den Händen in der Luft umherfuchtelte, „wenn es galt, ein Kloster zu berauben und einem Mönch den Dolch in's Herz zu bohren, dann waret Ihr flink bei der Hand, aber vor dem Teufel fürchtet Ihr Euch. Wehrt ihn ab, schlagt ihn todt. Da — da — da sitzt er schon auf der Bettdecke. Hu — hu! Ein würgender Ton in der Kehle, dann schlug sein Kopf nieder, und sein Gesicht verzerrte sich zu einer furchtbaren Grimasse.

Dieses Antlitz, die geballten Fäuste und die gekrümmten Beine boten einen furchtbaren Anblick dar, so daß Alle schauderten und sich bekreuzten.

Amelung beugte sich über ihn und sprach: „Er ist hinübergegangen, aber die Gnade Gottes ist ihm nicht zu Theil geworden. Beten wir gleichwohl für seine unsterbliche Seele!"

Alle knieten nieder und sprachen ein kurzes Gebet. Als sie sich erhoben, war es ihnen, als sei ein Alp von ihrem Herzen gefallen. Sie fühlten sich frei.

Klaus verließ eilends die Burg und begab sich an die Stelle des Schloßgrabens, wo er den Korb mit Konrad's Beute niedergelassen hatte. Eben röthete sich der Himmel und es wurde ihm nicht schwer, den Schatz

zu finden. Rasch hob er denselben aus dem Gestrüpp, verpackte ihn oben mit Moos und Laub, damit keine unberufenen Augen sähen, was er trug und wanderte mit eiligen Schritten durch den Wald, um seiner Grete den Reichthum zu bringen.

Die schreckliche Scene hatte ihn erschüttert und ihn zum Nachdenken über sein eigenes Ende geführt; aber jetzt, wo er das Müllerthal weit hinter sich hatte, schüttelte er den ausgestandenen Schrecken von sich und trabte singend von dannen.

Die Geschichte des Heringers und der Felser scheint hier abgeschlossen, aber dem ist nicht so. Die Hand Gottes fügte es, daß sie sich noch Jahre lang fortspann. Ich lade deßhalb den freundlichen Leser ein, mir auch im folgenden Bande zu folgen.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen:

Erzählungen für Volk und Jugend

von W. Herchenbach.

Erste Reihenfolge von 100 Bändchen, jedes mit 4 Stahlstichen.

1 M. geb. 1 M. 35 Pf.

1. Ein Weißer unter den Wilden Afrika's.
2. Bruno und Lucy, oder: Die Wege des Herrn sind wunderbar.
3. Der Millionär und der Straßenkehrer.
4. Der Besuch vom Mississippi.
5. Nach Amerika. Henry Risby von Thornground. 2 Erzählungen.
6. Die Emigranten.
7. Der Wahnsinnige, oder: Die Aufopferung einer Mutter und Gattin.
8. Zehn Jahre im ewigen Eise.
9. Wie Einer Lehrer geworden.
10. Edward Anderson, der Seeräuber.
11. Ravensrock und Harden. Eine schottische Rittergeschichte.
12. Die Pest in Breslau.
13. Jungfer Kunigunde Wohlgemuth.
14. Miralda, das Negermädchen.
15. Am Meeresstrande und auf hoher See.
16. Soldatenleben.
17. Geld ist des Teufels Helfer.
18. Die Prinzessin vom smaragdengrünen See.
19. Sechs Fässer Gold.
20. Verbrechen und Strafe.
21. Die wiedergefundene Tochter.
22. Das Mädchen von Tahiti.
23. Der Gespensterseher.
24. Ulrich Krayenbühl.
25. Flambartin, das gestohlene Kind.
26. Die Falschmünzer.
27. Hans Baldringer.
28. Die Goldkinder.
29. Die steinerne Jungfrau.
30. Königin Hildegarde, oder: Der Sieg der Unschuld über die Bosheit.
31. Das Raubschiff auf Helgoland.
32. Clodoald, Hyazinth und Hildegardis. Eine Sage aus den dunkeln Zeiten des Heidenthums.
33. In der Mühle.
34. Ein verlornes Leben.
35. Bagdad, die Königin der Wüste.
36. Aus der Mansarde.
37. Zar Joan Wassiljewitsch.
38. Vagabonden-Leben.
39. Ewald Moor, der Schiffsjunge.
40. Aus Oncle Nabor's Tagebuch.
41. Der Sclavenhändler von Benguela.
42. Durch die nubische Wüste.
43. Die Elenden.
44. Die Perlenfischer im rothen Meere.
45. Ein untergegangenes Grafengeschlecht.
46. Eine unverhoffte Erbschaft.
47. Die Geisterburg.
48. Aus dem Lande der Kabylen.
49. König Amalrich von Jerusalem und die beiden Pilger.
50. Dora, die Helferin, der Engel von Ellritz.
51. Engelbert der Heilige.
52. Glückswechsel.
53. Das versunkene Schloß.
54. Sühne des Verbrechers.
55. Die beiden Handwerksburschen.
56. Die Goldgräber.
57. Eine lange Buße für eine schnelle That.
58. Paul Knacker oder die Folgen einer schlechten Erziehung.
59. Von Stufe zu Stufe.
60. Die Wildschützen.
61. Der Sohn vom Eisenhammer.
62. Verschiedene Lebenswege.
63. Urwaldhaus.
64. Aus der Finsterniß zum Lichte.
65. Moorhannes und die Waisenkinder.
66. Aus dem Wunderlande Mexiko.
67. Der Gaißbub.
68. Der Pächter vom Moorhofe.
69. Diesseits und jenseits des Meeres.
70. Schmuggler und Seefahrer.
71. Der Geizhals.
72. Die Unschuld im Gefängnisse.
73. Die beiden Malayen-Mädchen.
74. Eine Sünde gebiert die andere.
75. Wie einer Pfarrer geworden.
76. Die Geheimnisse eines alten Koffers.
77. Das eiserne Halsband.
78. Meister Hansen, der Scharfrichter von Siegburg.
79. Der Revolutionsmann.
80. Unrecht Gut gedeiht nicht.
81. Die Fabrikarbeiter.
82. Der Mörder.
83. Der Schlosserlehrling.
84. Der Bootsführer.
85. Marietta, die Römerin.
86. Benvenuto Cellini, der Goldschmied.
87. Die Quadrone.
88. Der Seilermeister von Frankenstein.
89. Ein Indianerhäuptling in Minesota.
90. In der Garnison und auf dem Schlachtfelde.
91. Die Bettlerin von Rovignano.
92. Der Erbe von Sigmundskron.
93. Die Kinder des Besenbinders.
94. Soldatenfahrten.
95. Die Schlüsselburg.
96. Der Austern-See.
97. Beatrice Cenci.
98. Der Marmorpalast.
99. Zur See.
100. Das Mädchen vom Vesuv.

Für stille Stunden.

Ein Volksbuch für Alle, welche gerne erzählen hören.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, geschichtliche und geographische Bilder, Schilderungen aus der Natur, Biographien, Sagen, Legenden und Gedichte.

Von **Wilhelm Herchenbach.**

1r Jahrgang. 12 Hefte. Mit 12 Stahlstichen. Lex. 8. 5 M. 40 Pf.

2r Jahrgang. 12 Hefte. Mit 12 Stahlstichen. Lex. 8. 5 M. 40 Pf.

3r Jahrgang. 12 Hefte. Mit vielen Holzschnittbildern. kl. 4. 5 M. 40 Pf.

„Wenn wir das genannte Volksbuch anzeigen und **dringendst empfehlen**, so geschieht dies nicht bloß aus dem Grunde, weil unsere katholische Literatur gerade keinen Ueberfluß an originaldeutschen Erzählungen und Novellen hat, sondern auch darum, weil W. Herchenbach unter den neueren Belletristikern einen hervorragenden Rang einnimmt. Früher schon durch Lang's Hausbuch als Erzähler bekannt, unternahm Hr. Herchenbach die Herausgabe des angeführten Volksbuches unter den ungünstigsten Verhältnissen, und ihre bisherige Ausbreitung zeugt deßhalb von ihrer Güte. Was wir vor Allem an den „stillen Stunden" hervorheben, ist ihre, wenn gleich nicht ostendirte, so doch in jeder Zeile durchzulesende katholische Richtung, ihr tendenzloser und doch wieder tendenzvoller sittlicher Charakter und endlich ihre deutsche Haltung, die wie ein Hauch aus dem Tannenwalde uns anheimelt. Wenn J. Braun's Jugendblätter für die Kinder, Lang's Hausbuch für die gebildeten Stände hohen und bleibenden Werth haben, so möchten wir kaum eine Zeitschrift kennen, welche für die mittleren Stände geeigneter wäre, als Herchenbach's „stille Stunden". Referent hebt diesen Umstand um so mehr hervor, als gerade diese es sind, um welche die antikirchlichen Zeitschriften sich so bemühen, und zwar um so mehr mit Glück, als wir ihnen so Weniges bis jetzt entgegengestellt haben. Gerade darum können wir aber auch diese kurzen Bemerkungen nicht schließen ohne die Bitte, daß auch andere katholische Blätter auf die „stillen Stunden" aufmerksam machen möchten. Gott aber wolle zu den edlen Bemühungen des Herausgebers seinen Segen geben."

K. Lit. Zeitg. IX. 13.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herchenbach, Wilhelm,

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 3

Regensburg 1878
Paed.pr. 1526-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11377751-5